



XXL-LESEPROBE

Kapitel 1

Ihr stechender Blick folgt jedem meiner Schritte, den ich durch die große Halle mache, während ich die Gäste begrüße. Zwar schaut sie schnell zur Seite, wenn ich mich in ihre Richtung umdrehe, dennoch kann ich ihren Blick auf mir spüren. Abwartend, beinahe lauernd beäugt sie mich, so wie sie es immer tut. Als würde sie damit rechnen, dass ich mich jeden Augenblick in eine blutrünstige Bestie verwandeln könnte.

Doch da muss ich sie leider enttäuschen. Für gewöhnlich verwandle ich mich nur nachts in die Bestie, die sie in mir sieht.

Ich begriff eine Weile nicht, warum sich mein Körper Nacht für Nacht verändert, warum mich diese Schmerzen, die ich jedes Mal dabei empfinde, heimsuchen, sobald die Sonne untergegangen ist. Aber nachdem ich endlich von dem Zauber, der mir all meine Erinnerungen genommen hat, befreit wurde, weiß ich es wieder ganz genau.

Ich bin verflucht.

Auf mir lastet ein uralter Fluch, der von Generation zu Generation weitergegeben wird, und ich habe einen Großteil meines Lebens damit verbracht, ein Heilmittel dagegen zu finden. Ich war bereit, alles dafür zu opfern, um endlich normal zu sein. Aber *ihr* Gedächtnis-Zauber ließ mich alles vergessen und machte mich zu einer seelenlosen Hülle, in deren Innerstem ich nach Freiheit schrie. Ein Zauber, den *sie* auf mich gelegt hat, und wofür ich sie selbst heute, fast ein Jahr danach, noch immer abgrundtief hasse. Ich habe sie schon vorher gehasst, aber danach, nachdem ich wieder wusste, wer ich war und warum ich mich verwandle, wurde es noch schlimmer.

Ich bleibe stehen, drehe mich um und bedenke sie mit einem bitterbösen Blick. Sie zuckt erschrocken zusammen und schaut schnell woanders hin. Das ist nichts Neues. Obwohl sie die Königin ist, hat sie doch Schwierigkeiten mit direkten Konfrontationen. Sie ist zu weich, zu sehr darauf bedacht, allen gefallen zu müssen,

und sie ist es auch noch nicht gewohnt, im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu stehen.

Ganz anders als der Mann, der auf dem Thron neben ihr sitzt. Länger als nötig verweilt mein Blick auf ihm, nimmt jede Kante seines Gesichts, das mir so vertraut ist, wahr. Ja, mein Bruder ist wirklich ein geborener König: stolz, schön und ehrenvoll. Für viele Jahre empfand ich für ihn mehr, als eine Schwester empfinden sollte, und vielleicht tue ich das selbst jetzt noch, obwohl er glücklich verheiratet und mittlerweile sogar Vater ist.

Verbissen schlucke ich den bitteren Anflug von Neid herunter und widme mich wieder den Menschen, die sich im Schlosssaal eingefunden haben und sich darum drängen, mit mir zu plaudern. Aus dem Augenwinkel sehe ich, wie meine Schwägerin unruhig auf dem Thron umherrutscht, als würde sie sich darauf und in ihren feinen Gewändern nicht wohlfühlen. Als würde sie sich nicht damit wohlfühlen, die Königin der Menschen zu sein.

Nun, mit diesem Gefühl ist sie nicht allein. Ich kann es deutlich in den Mienen der Umstehenden erkennen, dass sie auch nach einem Jahr noch nicht glücklich darüber sind, eine Halbfelie als Königin zu haben.

Ich hätte garantiert einen durchaus besseren Anblick als Königin geboten, wäre graziler, schöner und anmutiger als dieses Miststück, das den Großteil seines Lebens in einer Hütte im Wald gehaust und keinerlei Wissen über Anstand und von der Führung eines Volkes hat. Die nichts weiter als ein Emporkömmling ist, den *ich* gefunden und zu dem gemacht habe, was er nun ist.

Schon seltsam, nicht wahr? Im Grunde ist es meine Schuld, dass sie jetzt dort oben sitzt, auf meinem Platz, denn ich war es, die ihre Mutter, die lang verschollene Königin der Elfen, fand, die seit fast einem Jahrhundert für tot gehalten worden war. Nur durch mich erfuhr sie, dass sie eigentlich eine Prinzessin und zu Höherem bestimmt ist.

Von mir aus hätte sie gern die verdammte Königin der Elfen werden können, wenn sie dafür die Finger von meinem Bruder gelassen hätte.

Ich habe bis heute nicht verstanden, was er an der Halbfelfe findet. Sie ist weder besonders hübsch noch besonders klug. Würde sie durch die Straßen laufen, würde niemand von ihr Notiz nehmen, so gewöhnlich ist sie.

»Prinzessin Giselle«, flüstert ein untersetzter Mann neben mir. Ich blinzele mehrmals, um die düsteren Gedanken abschütteln und mich wieder auf das Geschehen um mich herum konzentrieren zu können. »Es tut gut, Euch wieder am Hofe zu sehen«, plappert er weiter. »Ihr wart ... mehrere Monate nicht da.«

Ich zwingen mich zu einem Lächeln und nicke. »Das ist richtig. Ich habe eine Zeit lang am Hof der Elfen gelebt, um deren Gebräuche zu studieren.« Eine glatte Lüge, aber es ist die Ausrede, auf die mein Bruder und ich uns geeinigt haben. Niemand soll wissen, dass meine Erinnerungen über Monate weggesperrt waren und ich mich nur durch einen dummen Zufall wieder daran erinnern konnte, wer und was ich bin.

Wo wir gerade von einem dummen Zufall reden ... Ohne Vorwarnung krampft sich eine unsichtbare Hand um mein Herz zusammen und raubt mir für einen Moment die Luft zum Atmen. Keuchend presse ich eine Hand gegen die Brust und sehe mich mit einem Anflug von Panik um.

»Entschuldigt mich bitte«, murmle ich und warte die Antwort des Mannes gar nicht ab, sondern zwänge mich zwischen den umstehenden Menschen hindurch, immer den rettenden Ausgang vor Augen.

Ich muss hier weg, so schnell wie möglich, auch wenn es sich anfühlt, als würde ich durch einen Sumpf waten. Mein Körper gehorcht mir nicht mehr und meine Beine wollen den Weg in die entgegengesetzte Richtung einschlagen. Nur mit purer Willenskraft schaffe ich es, einen Fuß vor den anderen zu setzen. Ich muss hier verschwinden! Das Gefühl in meiner Brust kann nur eines bedeuten: Er ist hier. Ich spüre ihn, ohne ihn zu sehen, aber ich habe keine Zweifel. Und unter gar keinen Umständen will ich ihm über den Weg laufen!

Schon seit Monaten schaffe ich es irgendwie, ihm jedes Mal wieder auszuweichen, auch wenn es mich innerlich zerreißt. Ich hasse die widersprüchlichen Gefühle, die in mir toben. Ich weiß, was sie bedeuten, doch ich

will es nicht wahrhaben. Niemals! Ich gestatte mir nicht einmal, darüber nachzudenken.

Als ich die Tür erreiche, wage ich einen Blick über die Schulter und sehe die grünlich schimmernden Haare des Waldelfen, der sich suchend durch die Massen bewegt. Er überragt die anderen Anwesenden um eine halbe Kopflänge, und seine ungewöhnliche Haarfarbe sticht heraus, sodass ich ihn sofort entdecke.

Ich weiß, wen er zu finden hofft: mich. Schnell öffne ich die Tür einen Spaltbreit und zwänge mich hindurch. Erst im Korridor erlaube ich mir wieder zu atmen. Die Muskeln in meinen Beinen zittern, wollen mich zurück in den Saal tragen, doch ich gehe in die entgegengesetzte Richtung davon.

Ohne es bewusst zu wollen, laufe ich hinaus auf den Burghof. Die kühle Nachmittagsluft sticht in meinen Lungen und ich friere erbärmlich in dem dünnen Kleid. Aber nichts auf der Welt könnte mich dazu bringen, wieder hineinzugehen, nicht einmal die Aussicht, mir hier draußen den Tod zu holen. Der frisch gefallene Schnee knirscht unter meinen Füßen, als ich in die Ställe flüchte. Normalerweise mag ich den Geruch von Tieren nicht und die meisten Tiere fürchten mich, weil sie spüren, was ich bin, aber hier wird er mich nicht suchen. Jeder erwartet, dass ich mich drinnen bei den Gästen aufhalte, und auch die Anwesenden werden lieber im Warmen bleiben. Ich muss nur die Zeit überbrücken, bis er wieder verschwindet, allerdings bleibt er in letzter Zeit immer länger am Hof, in der Hoffnung, mich anzutreffen.

Mehr als ein paar flüchtige Blicke hat er in den letzten Monaten nicht von mir bekommen, denn zum Glück – oder eher zu meinem Leidwesen – spüre ich seine Anwesenheit, sobald er in meiner Nähe ist. Ein »netter« Nebeneffekt meines Fluchs. Wie kam mein Bruder nur damit zurecht? Es macht mich wahnsinnig! Schlimm genug, dass mein Körper jede Nacht ein Eigenleben entwickelt. Wäre es da zu viel verlangt, wenigstens tagsüber Herrin über ihn und meine Gefühle zu sein?

Um möglichst viel Abstand zwischen dem Waldelfen und mir zu bringen, laufe ich bis zum hintersten Ende der Ställe. Einige Pferde weichen mit einem

hohen Wiehern vor mir zurück und stampfen mit den Hufen auf. Ich weiß, warum die Tiere sich vor mir fürchten – sie können meine andere Gestalt wittern und wissen, dass ich ihr Feind bin. Nicht jetzt, aber sobald die Sonne untergegangen ist, könnte ich für nichts garantieren. Zwar weigere ich mich schon seit Jahrzehnten, in meiner Tiergestalt Nahrung zu mir zu nehmen, aber wenn irgendwer wegen diesem nervtötenden Gewieher oder Gestampfe auf mich aufmerksam wird, mache ich liebend gerne eine Ausnahme. Ein Grollen braut sich in meiner Kehle zusammen, während ich dem lautesten Gaul einen finsternen Blick zuwerfe, und er verstummt augenblicklich.

Da das ganze Schloss von Besuchern wimmelt und die Mägde und Wachen wie aufgescheuchte Hühner umherhuschen, gibt es nicht viele Orte, an denen ich Ruhe finden kann.

Ich verkrieche mich hinter einem Heuhaufen, schlinge die Arme um die Beine und lege den Kopf auf die angewinkelten Knie.

In den letzten Sonnenstunden des Tages überkommen mich immer wieder schwermütige Gedanken, die ich nicht verhindern kann. Bald werde ich meine rosige Haut gegen schwarzes Fell eintauschen, meine Knochen werden brechen, um sich im nächsten Moment neu anzuordnen, meine Muskeln werden bis zum Zerreißen gespannt, bevor sie sich an meine neue Form anpassen. Selbst beim Gedanken daran bricht mir kalter Schweiß aus. Die Verwandlung ist jedes Mal schmerzhaft. Über die Dauer von über einem Jahrhundert habe ich mich zwar bis zu einem gewissen Grad an die Schmerzen gewöhnt, aber trotzdem würde ich es vorziehen, sie nie wieder spüren zu müssen.

Mein Leben ist ein einziger Scherbenhaufen. Seit meiner Geburt trage ich einen Fluch in mir, der für etwas ausgesprochen wurde, das ich nicht verschuldet habe. Etwas, das vor vielen Jahrtausenden geschehen ist, und doch bin ich die Leidtragende. Ich mag zwar eine Prinzessin sein, aber in meinem Inneren schlummert eine Bestie, die sich Nacht für Nacht befreit. Früher konnte ich meine Ängste und Sorgen mit meinem Bruder, der genauso unter dem Fluch litt wie ich, teilen. Ich konnte mich auf Vaan verlassen und er sich auf mich. Es gab Zeiten, da

waren wir beide unzertrennlich und sowohl tagsüber als auch nachts nur gemeinsam anzutreffen.

Doch diese Zeiten sind unwiederbringlich dahin, seit er seine Gefährtin gefunden hat. Die ihm nun auch noch vor zehn Wochen einen Sohn geboren hat.

Ich knirsche mit den Zähnen, als ich mich an den Moment erinnere, als auch ich mich über die Wiege beugen und heucheln musste, wie wunderschön das Balg doch ist. Ein dunkler Teil in mir hat sich vorgestellt, wie es wäre, das Kind hier und jetzt aus dem Turmfenster zu werfen, doch ich habe diesen Teil schnell zum Schweigen gebracht, ehe mir einer der Anwesenden meine Gedanken ansehen konnte.

Ich hasse das Halbfelfen-Miststück dafür, dass es mir meinen Bruder weggenommen hat, und ich gönne ihnen ihr Glück nicht. Jeden Tag reiben sie mir unter die Nase, was ich niemals haben kann. Wer würde mich schon nehmen? Tagsüber gehöre ich zwar zu den schönsten Menschenfrauen des Landes, aber nachts ...

Nachts verwandle ich mich in eine schwarze Löwin.

Mein Leben hat mich verbittert werden lassen. Meine Schönheit und das prunkvolle Leben, das ich führen könnte, werden überschattet von Wut und Raserei.

Es ist kein Geheimnis, dass mein Bruder und ich – und vor uns unsere Mutter, die verstorbene Königin Miranda – den Fluch der Götter in uns tragen, der uns einen Teil des Tages in eine Tiergestalt zwingt. Die Menschen wissen es und fürchten sich nicht vor uns, aber sie sehen uns auch nicht als normal an. Ich kann es ihnen nicht verdenken.

Kein Mann würde sich eine Bestie ins Bett holen. Jedenfalls nicht in *dem* Sinne. Eine normale Beziehung oder Ehe ist für mich undenkbar, denn es gibt niemanden, der über mein Anderssein hinwegsehen könnte.

Es wird nie jemanden geben, der beide Seiten von mir akzeptieren oder gar lieben kann.

Vor langer Zeit glaubte ich, jemanden gefunden zu haben, der es könnte. Bis zuletzt klammerte ich mich an die Möglichkeit, dass er mein Gefährte sei, auch wenn ich die Kraft des Bandes nicht zwischen uns spürte. Ich versuchte ihn an mich zu binden, fügte ihm gegen seinen Willen Verletzungen zu, um unser Blut zu vermischen, doch ... Schnell schüttelte ich den Kopf, als die Erinnerungen, die ich im hintersten Winkel meines Bewusstseins weggesperrt habe, hervorbrechen wollen.

Als ich nach einem Weg suchte, den Fluch auf einem anderen Weg zu brechen, setzte ich all meine Hoffnungen in die verschollen geglaubte Elfenkönigin Jocelyn. Ich dachte, wenn ich sie aus ihrem Eisgefängnis befreie, wird sie so dankbar sein, dass sie mich von meinem Fluch erlöst.

Doch das Gegenteil war der Fall. Anstatt mich zu befreien, sperrte sie mich in einen Käfig, wie das wilde Tier, in das ich mich nachts verwandle, während sie sich in ihrer Festung am Mondberg verschanzte, und mit ihrem Tod schwand meine Hoffnung, jemals vom Fluch befreit zu werden.

Mein Bruder hat es geschafft, ebenso wie unsere Mutter vor ihm. Sie mussten sich nicht mehr verwandeln, sondern haben die Kontrolle über ihre andere Erscheinung zurückerlangt. Mehr noch: Sie verfügen über das volle Potential, das in uns Mondkindern schlummert. Es gibt einen Weg, den Fluch zu brechen, aber diesen Weg werde ich niemals beschreiten. Nur über meine Leiche.

Ich schrecke zusammen, als ich ein Geräusch in den Stallungen höre, das nicht von den Gäulen stammt. Schritte. Jemand nähert sich. Ich horche in mich hinein, spüre aber nichts weiter als das dumpfe Ziehen, das stets da ist, solange der Waldelf auf Abstand ist.

»Ist da jemand?«, ruft die Stimme eines jungen Stallknechts.

Seufzend komme ich auf die Beine und klopfe mir das Stroh vom Kleid, ehe ich mich ihm zuwende. Seine Augen werden riesig und der viel zu große Adamsapfel hüpfte in seinem schmalen Hals auf und ab.

»P-P-Prinzessin Giselle«, stammelt er. »W-W-Was ...«

»Was ich hier mache?«, helfe ich ihm aus, als ich hinter dem Heuhaufen hervortrete. »Da drin findet eine wichtige Veranstaltung statt und ich brauchte einen Ort, an dem ich ein wenig Ruhe finden kann.«

Noch immer starrt er mich an, als würde er einen Geist sehen. Fast könnte man es für Panik halten, wäre da nicht das begehrlche Glitzern in seinen Augen. Der Anflug eines Lächelns umspielt meine Lippen. Ich kenne meine Wirkung auf Männer, auch wenn sie noch so jung sind wie dieser hier und gerade erst den Stimmbruch hinter sich haben. Ich kenne die Blicke, mit denen sie jede meiner Bewegungen in sich aufsaugen. Der Bursche reicht mir nur bis zur Nasenspitze, aber ich spüre, wie er mich betrachtet und dabei nach Luft schnappt.

Grinsend beuge ich mich zu ihm hinab und sehe ihm fest in die Augen. Gut möglich, dass er aufgehört hat zu atmen. »Dass du mich hier gefunden hast, bleibt aber unser kleines Geheimnis, in Ordnung?«, wispere ich. Wenn die anderen wissen, dass ich mich hier im Stall verkrieche, muss ich mir ein neues Versteck suchen, und die gehen mir nach den Monaten, in denen ich dem Waldelfen bereits aus dem Weg gehe, langsam, aber sicher aus.

Ein paar Herzschläge lang ist der Bursche wie erstarrt, ehe er eifrig nickt. Ich nicke ebenfalls und verlasse mit wiegenden Hüften den Stall. Erst als ich außer Sichtweite bin, werden meine Schritte schneller, bis ich fast über den ausladenden Hof renne. Mit den Händen reibe ich mir über die nackten Arme, um mich warm zu halten, bis ich das Burgtor erreiche. Kurz schwebt meine Hand über dem Griff, als ich sie hastig zurückziehe.

Er ist *immer noch* da drin!

Ich überschlage meine Möglichkeiten. Ob ich es schaffe, schnell genug am Saal vorbei zur Treppe zu kommen, die zu meinen Gemächern führt? Oder wird er dort bereits auf mich warten, wie er es schon mal getan hat? Keine Ahnung, wie er an den Wachen vorbeigekommen ist ... Oder wie das eine Mal, als er vor meiner Zimmertür übernachtet und darauf gewartet hat, dass ich von meinen nächtlichen Streifzügen zurückkomme. Ich habe das Gefühl, nirgends mehr sicher zu sein, weil er hinter jeder Ecke lauern kann.

Um nicht zu Eis zu erstarren, beschließe ich, das Risiko dennoch einzugehen und ziehe die Tür auf. Nachdem ich mich vergewissert habe, dass außer ein paar Wachen niemand auf den Korridoren unterwegs ist, flitze ich den langen Gang entlang. Obwohl ich so leise wie möglich auftrete, hallen meine Schritte unnatürlich laut auf dem Steinboden wider. Bei jedem einzelnen denke ich, dass sie jemand hören wird.

Doch ich schaffe es unbehelligt zur Treppe. Als ich den Fuß auf die erste Stufe setze, schließt sich eine Hand um meinen Arm und ich erstarre.

»Was machst du hier?«, fragt eine Stimme hinter mir.

Erleichtert stoße ich die Luft aus, die ich angehalten habe, und drehe mich um. Ich muss den Kopf in den Nacken legen, um in Augen zu schauen, die ebenso golden sind wie meine. Mein Herz verpasst bei seinem Anblick den nächsten Schlag und stolpert schließlich vor sich hin.

»Ich wollte mich gerade zurückziehen«, antworte ich so kühl wie möglich. Die Berührung seiner Hand brennt auf meiner Haut, doch ich wage es nicht, sie abzuschütteln.

»Wir haben dich bei der Feier vermisst«, sagt mein Bruder.

»*Wir?*«, entschlüpft es mir, ehe ich es verhindern kann. »Ich glaube, deine *Frau* war froh, dass ich nicht dabei war.«

Vaan nimmt seine Hand von mir. Sofort fühlt sich die Stelle, die er eben noch berührt hat, eisig kalt an und ich muss ein Zittern unterdrücken.

»Es wäre deine Pflicht als einzige Tante des Kindes gewesen, den Segen der Götter zu erbitten«, erwidert er und mir entgeht nicht das Grollen in seiner Stimme. Er ist wütend und ich kann es ihm nicht verdenken, denn alles, was er sagt, ist richtig.

Es wäre meine Aufgabe gewesen, seinen Sohn zu halten und die uralten Worte zu sprechen. Normalerweise macht dies einer der Großväter des Kindes, aber weder Vaan und ich noch die Halbfelie haben ein noch lebendes Elternteil vorzuweisen. Also ist diese zweifelhafte Ehre an mich als einzig existierende Verwandte übergegangen. Nicht dass ich besonderen Wert darauf gelegt hätte, das

Balg auch nur zu berühren. Ich hätte es einzig und allein Vaan zuliebe gemacht. Um ihn lächeln zu sehen. Alles andere wäre daneben verblasst.

»Ich fühlte mich nicht wohl und brauchte frische Luft«, sage ich ausweichend.

Vaans Augen verengen sich zu Schlitzern, bevor er geräuschvoll die Luft ausstößt. »Er war wieder da«, murmelt er. »Ich habe ihn gesehen, auch wenn er versucht hat, Fye und mir aus dem Weg zu gehen. Er hat nach dir Ausschau gehalten.«

Ich nicke. »Deshalb musste ich gehen.«

Mein Bruder fährt sich mit einer Hand durch die Haare, die im Schein der Kerzen kupferfarben glänzen. »Du kannst nicht ewig vor ihm davonlaufen, Giselle.«

Trotzig recke ich das Kinn nach vorne. Ich weiß, dass er recht hat und ich mich kindisch verhalte. Weglaufen hat noch nie ein Problem gelöst, aber ich schaffe es nicht, dem Waldelfen gegenüberzutreten. Ich habe keine Angst vor ihm – zumindest nicht im herkömmlichen Sinn. Wenn ich es darauf anlegen würde, könnte ich im Nu in meine andere Gestalt wechseln und ihn zerfetzen, ehe er wüsste, wie ihm geschieht. Er wirkt nicht bedrohlich auf mich und doch lässt mich seine bloße Anwesenheit erschauern.

»Vielleicht musst du ihn erst einmal kennenlernen. Gib Ayrun doch ...«

Schnell hebe ich die Hand, um ihn zu unterbrechen. »Sprich seinen Namen nicht aus!«, zische ich und presse die andere Hand gegen meine Brust. Unter meinen Fingern spüre ich, wie mein Herzschlag erneut ins Stolpern gerät. Und das nur, weil Vaan seinen Namen gesagt hat! Wie ich schon sagte, ich hasse es, den Fluch in mir zu tragen, und das, was ich gerade fühle, hängt damit zusammen.

»Wie lange soll das noch so weitergehen?« Vaan packt mich an den Schultern und schüttelt mich. Sanft zwar, aber stark genug, dass ich ihn ansehe und mich wieder auf ihn konzentriere. »Das, was ihr gerade macht, zerstört euch *beide*. Er leidet, Giselle. Fye hat es mir erzählt. Er sucht sie jeden zweiten Tag auf in der Hoffnung, dir über den Weg zu laufen.«

»Ich habe ihn nicht darum gebeten ...«

Vaan lässt mich los und verdreht seufzend die Augen. »Warum tust du dir das an? Ich weiß, was du spürst. Ich kenne die Macht des Bandes.«

»Er ist es *nicht*«, sage ich schnell. »Er ist *nicht* mein Gefährte. Ich spüre rein gar nichts.«

»Das habe ich dir beim ersten Mal, als du es gesagt hast, schon nicht geglaubt.« Er schüttelt den Kopf, als er sich umdreht, um zurück in den Saal zu gehen. »Ihr beide lasst Fye und mir bald keine andere Wahl mehr, als euch so lange in ein Zimmer zu sperren, bis ihr das, was auch immer zwischen euch vorgeht, geklärt habt. Und das ist mein Ernst.«

Ich schlucke hörbar, denn ich weiß, dass seine Worte keine leere Drohung sind. Aber was soll ich darauf erwidern? Wenn ich ihn anbetteln würde, es nicht zu tun, würde er nur noch mehr davon überzeugt sein, dass der Waldelf mein Gefährte ist. Also zucke ich nur möglichst gleichgültig mit den Schultern, doch mein Bruder ist bereits auf dem Weg zurück zu seinen Gästen, die zur Weihung seines Sohnes gekommen sind.

Mit zusammengebissenen Zähnen steige ich die Treppe empor und verbiete mir jeden weiteren Gedanken an den Waldelfen, der im Saal vergeblich darauf wartet, dass ich mich zeige.

Kapitel 2

Ich bleibe nicht lange in meinem Zimmer, denn die Sonne beginnt bereits hinter den Berggipfeln zu verschwinden. Es wird Zeit für mich, erneut nach unten und hinaus in den Hof zu gehen, um in meine andere Gestalt zu wechseln. Latent spüre ich bereits das Ziehen in meinen Gliedmaßen, das die bevorstehende Verwandlung ankündigt.

Das Pulsieren in meiner Brust hat vor einer Weile nachgelassen, was bedeutet, dass der Waldelf endlich die Burg verlassen hat. Wenigstens besteht so nicht die Gefahr, dass ich ihm auf dem Weg nach unten begegne.

Ich schlüpfte aus meinem Kleid und lege mir nur einen dunklen Umhang um, der mir bis zu den Knöcheln reicht, ehe ich die Tür öffne und auf den Flur hinaustrete. Die Wachen, an denen ich vorbeikomme, grüßen mich respektvoll und ich erwidere ihren Gruß mit einem Nicken.

Draußen umfängt mich die kühle Abendluft, kriecht unter meinen Umhang und lässt mich frösteln. Ich schaue nach oben in den fliederfarbenen Himmel. Eine weitere einsame Nacht in der Winterkälte steht mir bevor, in der ich sinnlos durch die angrenzenden Wälder streife, bis die Sonne endlich wieder aufgeht und mich aus der verhassten Gestalt befreit.

Barfuß überquere ich den Burghof und der Schnee schmilzt zwischen meinen Zehen. Ich beeile mich, den Wald zu erreichen, bevor die Sonne vollends untergegangen ist. Unterwegs blitzt hin und wieder das Gesicht des Waldelfen vor meinem inneren Auge auf, egal wie vehement ich versuche, es zu verdrängen.

So geht es mir jeden Abend, als wolle mir mein Unterbewusstsein zeigen, dass ich nur die Hand ausstrecken muss, um mich von meinem Fluch zu befreien. Es gibt für mich nur einen Weg, normal zu werden, aber dafür müsste ich all das aufgeben, was ich bin und was mich ausmacht. Eine Bindung verändert einen, das habe ich deutlich bei meinem Bruder beobachten können. Ich lege keinen Wert darauf, zu einem liebestollen Idioten zu werden, wie er einer ist. Seit er in Fye seine

Gefährtin gefunden hat, hat er nur noch Augen für sie. Ihn scheint es nicht zu stören, dass die Gefühle, die er für sie zu haben glaubt, nur das Resultat eines Fluchs sind, den zwei dumme Götter verschuldet haben und den wir als ihre Nachkommen immer noch ertragen müssen. Sieht er nicht, wie *falsch* das ist?

Ich will selbst entscheiden, in wen ich mich verliebe, und nicht durch einen Fluch die Person vorgegeben bekommen. Denn nichts anderes ist es: Für uns Mondkinder, die den Fluch der Götter in sich tragen, gibt es auf der ganzen Welt nur ein einziges Wesen, das für uns bestimmt ist. Wie durch Magie fühlen wir uns durch das Band zu diesem Wesen hingezogen, ohne noch Herr über unsere Gefühle sein zu können. Mutter hat uns stets erzählt, dass die Bindung etwas ganz Wundervolles sei, das größte Gut, das Mondkinder wie wir erreichen können, denn nur mit unserem Gefährten an unserer Seite wären wir komplett. Als ich jung war, habe ich darauf gehofft, auch bald meinen Gefährten zu finden, den Einen, der nur für mich bestimmt ist.

Aber ich bin zu alt, um noch an Märchen zu glauben.

Seit sich mein Bruder an die Halbelfe gebunden hat, sehe ich die Wahrheit. Die Bindung ist nichts Magisches, nichts Erstrebenswertes, denn sie ist nicht *echt*. Vaan hätte sich nie von sich aus für die Halbelfe entschieden, die nun an seiner Seite Königin ist. Er hätte sie nicht einmal eines zweiten Blickes gewürdigt! Nein, er hätte sie schon beim ersten Mal übersehen. Ich kenne den Frauengeschmack meines Bruders und die Halbelfe kommt dem nicht einmal *ansatzweise* nahe.

Und nun versucht diese höhere Macht, mich an den Waldelfen zu binden, der aus dem Nichts erschienen ist, als ich unter dem Memoria-Zauber stand und mich nicht wehren konnte. Aber das lasse ich nicht zu!

An meinem dunkelsten Tag, als der einzige Mann, den ich je geliebt habe, mich verschmähte, habe ich mir geschworen, nie wieder zuzulassen, dass Gefühle über mein Denken herrschen. Ich bin keine von den Frauen, die sich durch ein hübsches Gesicht und ein schelmisches Lächeln um den kleinen Finger wickeln lassen.

Ich bin keine Prinzessin, die einfach erobert werden kann.

Der Himmel verdunkelt sich, und als mein Körper beginnt, sich zu verkrampfen, öffne ich mit steifen Fingern den Umhang, der zu Boden gleitet. Ich sacke auf die Knie und stütze mich mit den Händen ab, während ich unkontrolliert zucke.

Die Schmerzen rauschen in schneidenden Wellen durch mich hindurch. Heiß und kalt schießen sie von meinen Fingerspitzen meine Arme hinauf und breiten sich über meinen gekrümmten Rücken aus. Ich beiße fest die Zähne zusammen, kann aber ein Wimmern nicht unterdrücken. Heute ist es wieder besonders schlimm. Das Geräusch, das meine Knochen verursachen, als sie brechen, hallt in mir wider, bevor ich meinen Schmerz in den dunklen Wald hinausschreie und kraftlos zusammensinke. Für einen Moment wird mir schwarz vor Augen, und als ich wieder richtig sehen kann, sind meine Sinne um ein Vielfaches geschärft. Trotz der Dunkelheit sehe ich alles, als wäre es bereits heller Tag.

Ich rapple meinen nun anderen Körper auf und schüttele mich, um die Blätter abzustreifen, die an meinem schwarzen Fell kleben. So schnell, wie die Schmerzen kommen, so zügig verschwinden sie auch wieder, als wären sie nur Einbildung gewesen. Ein Blick hinab auf meine Pfoten beweist mir aber, dass ich mir nichts davon abbilde. Ohne ein Geräusch zu verursachen, husche ich zwischen den Bäumen entlang und suche mir einen Ort, an dem ich die Nacht hinter mich bringen kann. Manchmal bleibe ich einfach in der Burg, aber heute habe ich es dort nicht mehr ausgehalten. Ich ertrage es dort nur, wenn mein Bruder und seine Halbelfe nicht da sind und sich auch der Waldelf tagsüber nicht hat blicken lassen.

Dann kann ich vergessen, dass mein Leben in Trümmern liegt und nichts so läuft, wie ich es mir wünsche. Aber sobald ich die drei in meiner Nähe weiß, wird mir wieder bewusst, was ich nicht haben kann oder niemals haben will.

Ich bleibe vor einem riesigen Baum stehen, stemme mich kurz auf die Hinterläufe und schlage meine Krallen tief in die Rinde des Stammes. Das ist die einzige Möglichkeit, meine Wut und den Hass, der in mir brodelt, herauszulassen. Manchmal stelle ich mir vor, dass es der Körper der Halbelfe ist, den ich mit

meinen Krallen bearbeite. Ich könnte es tun. Ich müsste mich nur umdrehen und zur Burg zurückgehen. Niemand würde mich hören, wenn ich mich in ihre Gemächer schleiche und sie im Schlaf überrasche. Sie würde ihr Ende nicht kommen sehen. Ein Problem gibt es jedoch: Wenn ich sie töte, stirbt auch mein Bruder, denn durch die Bindung sind ihre Lebensspannen vereint. Also begnüge ich damit, die Rinde des Baumes bis zur Unkenntlichkeit zu zerfetzen.

Ich bin so sehr damit beschäftigt, den Stamm zu bearbeiten, dass ich es versäume, auf meine Umgebung zu achten. Und als ich dann das Pulsieren spüre, ist es längst zu spät.

»Hat Euch der Baum etwas getan?«, fragt eine tiefe, aber gleichzeitig melodische Stimme hinter mir.

Fauchend wirbele ich herum, schaffe es aber nicht, mich vom Fleck zu rühren. Mit weit aufgerissenen Augen starre ich den Mann an, der sich angeschlichen und mich beobachtet hat. Wie lange folgt er mir schon?

Natürlich muss es der Waldelf sein, wer denn auch sonst? Bisher war mir nie Glück vergönnt, warum also jetzt? Ich weiß, dass ich wegrennen und mich im Schutze der Dunkelheit verstecken sollte, doch meine Beine sind so starr, als bestünden sie aus Stein. In diesem Körper leide ich viel stärker unter den Auswirkungen des Fluchs als in meinem menschlichen. Zu viele Instinkte gewinnen die Oberhand über mein Handeln und überlagern mein Denken. Ich schaffe es unter großer Anstrengung, nicht geradewegs und schnurrend auf ihn zuzulaufen. Wie von unsichtbaren Fäden werde ich von ihm angezogen und blende alles um mich herum aus. Selbst die nervende Stimme, die mich immer wieder anschreit, dass ich verschwinden soll, ignoriere ich.

Der Waldelf hebt die Hände, als wolle er mir zeigen, dass mir von ihm keine Gefahr droht. Als ob er mir etwas antun könnte ... Weiß er denn nicht, dass *ich* das Monster bin? Wenn sich hier jemand fürchten muss, dann er. Aber im Moment wäre ich für nichts und niemanden eine Gefahr, zu sehr werde ich von den widersprüchlichen Empfindungen überwältigt, als überhaupt daran zu denken, ihm Schaden zuzufügen.

Nachdem er sich versichert hat, dass ich nicht fliehe, geht er zu dem Baum, an dessen Rinde ich bis eben meine Klauen gewetzt habe, und legt eine Hand auf den malträtierten Stamm. Ein sanftes grünes Glühen breitet sich von seinen Fingern auf den Baum aus und nach wenigen Sekunden bildet sich dort, wo er den Baumstamm berührt, neue Rinde.

»Entschuldigt, ich kann es nicht ertragen, wenn ich eine geschundene Pflanze sehe«, meint er schmunzelnd, als er meinen wohl fassungslosen Blick, der abwechselnd von ihm zurück zum Baumstamm huscht, bemerkt. »Könnt Ihr mich verstehen, wenn Ihr in dieser Gestalt seid?«

Ich zögere, nicke dann aber. Noch immer schaue ich auf seine Finger, die sanft über die geheilte Rinde fahren. In der Vergangenheit habe ich schon viele Elfen dabei beobachtet, wie sie Magie einsetzten. Mächtige Zauberer, die die Kontrolle über Elemente besaßen und sogar die Kraft über die Zeit selbst hatten, waren darunter. Einige Elfen schafften es, allein durch ihre Stimme die Gefühle von anderen zu beeinflussen oder Erinnerungen auszulöschen. Aber der Zauber des Waldelfen ist neu für mich. Warum hat er seine Magie dazu eingesetzt, den blöden Baum zu heilen? Über kurz oder lang wäre ihm schon neue Rinde gewachsen.

»Es tut mir leid, ich bin Euch einfach gefolgt«, murmelt er eine Spur verlegen und nimmt seine Hand vom Baum. »Da ich Euch im Schloss nie antreffen konnte, dachte ich, dass ich vielleicht hier draußen mehr Glück hätte. Als Waldelf ziehe ich nicht nur meine Kraft aus den Pflanzen und Lebewesen, die uns umgeben, sondern werde auch zu einem gewissen Grad ein Teil von ihnen. So konnte ich mich verstecken, sodass Ihr mich nicht wahrnehmen konntet.«

Er macht eine Handbewegung und im nächsten Moment verschwimmen seine Konturen. Er wird nicht unsichtbar oder verschwindet, aber ich habe trotz meiner verbesserten Sinne Schwierigkeiten, ihn zwischen den Sträuchern, Blättern und Zweigen auszumachen. Es ist fast so, als würde er ein Teil des Waldes werden. Zusammen mit seiner erdfarbenen Kleidung und dem Umhang, der aussieht, als wäre er mit unzähligen kleinen Blättern verziert, verschmilzt er fast vollständig mit seiner Umgebung.

Na toll, nun bin ich noch nicht einmal mehr hier draußen vor ihm sicher ... Er konnte sich an mich heranschleichen, ohne dass ich es bemerkt habe, weil er eins mit der Natur werden kann. Mein Nackenfell stellt sich auf und ich weiche ein Stück zurück. Ja, ich muss hier weg. Mein Kopf ist plötzlich wieder klar und Flucht ist nun meine oberste Priorität.

Als er bemerkt, was ich vorhabe, wird er wieder sichtbar und streckt eine Hand nach mir aus. »Nein, bitte, Prinzessin, ich wollte Euch nicht erschrecken. Bitte bleibt hier. Ich werde keine Magie mehr anwenden, das verspreche ich Euch. Nur ... geht nicht weg.«

Das hättest du wohl gerne, zischt eine Stimme in meinem Kopf, ehe ich herumwirble und in die Dunkelheit davonrenne.

Kapitel 3

Kopflös eile ich durch den Wald, getrieben von dem Wunsch, nicht mehr in seiner Nähe sein zu müssen. Wobei das nicht ganz richtig ist. Es ist vielmehr das Abhandenkommen meines Denkvermögens, das mich nervös und verletzlich macht. Gemeinsam mit dem Pulsieren in meinem Inneren und den seltsamen Gefühlen, die jedes Mal aufflammen, wenn ich ihn sehe, werde ich noch verrückt. Es ist verrückt und falsch, doch es liegt nicht an ihm. Beinahe bewundere ich ihn für seine Hartnäckigkeit, obwohl ich ihm nur die kalte Schulter zeige. Wären unsere Rollen vertauscht, hätte ich wohl keinen weiteren Gedanken an ihn verschwendet, wenn er mich so herablassend behandelt hätte.

Kurz flackert ein Schuldgefühl in mir auf, das ich jedoch im Keim ersticke. Ich darf kein Mitleid mit ihm haben, darf nicht auf die Gefühle in mir hören, sonst werde ich mich am Ende selbst verlieren. Und außer mir selbst habe ich niemanden.

Schnaufend lege ich mich auf den kühlen Waldboden. Der Schnee, der vor ein paar Tagen zum ersten Mal in diesem Jahr gefallen ist, hat es noch nicht durch die Baumwipfel geschafft, sodass nichts als feuchte braune Blätter unter mir liegen.

Als er mit mir gesprochen hat, bin ich einfach nur kopflös davongerannt. Nun habe ich keine Ahnung, wo ich mich befinde, denn ich habe nicht auf meine Umgebung geachtet. Der Wald um mich herum ist dichter, undurchdringlicher als der, der direkt an Eisenfels grenzt und in dem ich mich normalerweise aufhalte. Ich sollte mich aufmachen, um einen Weg zurückzufinden, wenn ich mich nicht mitten in diesem Gestrüpp zurückverwandeln will. Der Sonnenaufgang wird nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Ich stemme mich auf die Beine und werfe einen Blick über meine Schulter. Kam ich aus der Richtung oder ... Ich schaue nach rechts. War es doch eher von dort? Ich war noch nie gut darin, mich irgendwo zurechtzufinden, weshalb ich mich jede Nacht möglichst nah an Eisenfels aufhalte. Selbst mein Vater hat mich

nie mehr auf Reisen mitgenommen, als er gemerkt hat, dass ich ein unvergleichliches Talent darin besitze, mich zu verlaufen. Und nun habe ich mich verirrt und das nur wegen dieses Waldelfen! Warum taucht er auch plötzlich hinter mir auf? Es ist alles seine Schuld, dass ich jetzt frierend mitten im Nirgendwo festsitze und den Weg nach Hause nicht mehr finde! Ich hätte ihn anfallen und dadurch vertreiben sollen, statt kopflos davonzurennen. Warum habe ich das nur getan?

Ich fühlte mich wie erstarrt und unfähig, eine klare Entscheidung zu treffen. Ich hasse dieses Gefühl. Ein Grund mehr, warum ich nie einen Mann akzeptieren werde, der aufgrund des Fluchs an mich gebunden wäre.

Ich muss einen Weg finden, dafür zu sorgen, dass sich der Waldelf in Zukunft von mir fern hält, sonst werde ich noch wahnsinnig. Ich halte das nicht mehr länger aus!

Ein Blätterrascheln hinter mir lässt mich zusammenzucken. Auf einen Schlag ist das Ziehen in meiner Brust wieder da und ich fauche frustriert. Undeutlich kann ich seine Umrisse zwischen den Zweigen erkennen.

»Bitte, lauft nicht wieder davon«, murmelt er, bleibt aber, wo er ist. Kluge Entscheidung. »Ich will Euch nichts Böses.«

Dann lass mich in Ruhe!, schreie ich in meinem Kopf und blecke die Zähne. Wie viel deutlicher muss ich denn noch werden, damit er sich verzieht? Hat es nicht gereicht, dass ich davongelaufen bin?

Mit gerunzelter Stirn schaut er zu mir hinab und stößt ein Seufzen aus. »Ihr seid weit entfernt von Eisenfels. Lasst mich Euch wenigstens zurückbringen, ehe die Sonne aufgeht.«

Als er die Hand nach mir ausstreckt, weiche ich einen Schritt zurück, und er lässt sie sofort sinken.

»Die Nacht ist bald vorüber«, sagt er. »Ich will nur, dass Ihr sicher nach Hause gelangt. Wenn Ihr mich dann nicht mehr sehen wollt, werde ich gehen.«

Ich mustere aufmerksam sein Gesicht, auch wenn es mir Kopfschmerzen bereitet, seine verschwommene Gestalt zwischen den Blättern ausmachen zu

wollen. Gerade wenn ich das Gefühl habe, ihn deutlich zu sehen, verschmilzt er wieder mit seiner Umgebung, als wäre er nichts weiter als ein Schatten zwischen den Bäumen.

Sein Angebot, mich in Ruhe zu lassen, nachdem der Tag angebrochen ist, scheint durchaus verlockend, allerdings glaube ich ihm kein Wort. Auch wenn von uns beiden nicht er das Mondkind ist, scheint er sich auf eine mir unverständliche Art und Weise zu mir hingezogen zu fühlen. Er wird sich nicht von mir fernhalten, ganz egal, was er mir gerade verspricht.

Als könnte er meine Gedanken lesen, lässt er den Kopf hängen. »Was kann ich tun, damit Ihr mir glaubt? Oder mir zumindest zuhört?«

Nichts, schießt es mir durch den Kopf und ich kämpfe das ungewohnte Mitgefühl nieder, das sich bei seinem Anblick in mir ausbreiten will. Damit will ich gar nicht erst anfangen! Ich will überhaupt nichts fühlen, wenn ich ihn ansehe. Schnell weiche ich einen weiteren Schritt zurück und wende den Blick ab. Wenn ich ihn nicht anschau, ist es leichter zu ertragen, in seiner Nähe zu sein.

»Es liegt mir fern, Euch zu belästigen, das müsst Ihr mir glauben!«

Geb weg!, zischt die Stimme in meinem Kopf. *Komm mir nicht zu nahe!* Ich sollte schleunigst verschwinden, aber ich habe keine Ahnung, wohin ich mich wenden soll. Was, wenn ich mich noch schlimmer verlaufe? Wenn ich den Weg nach Hause nicht mehr finde und mich mitten im Wald zurückverwandle? Nackt, frierend und unbewaffnet würde ich den Tag vermutlich nicht unbeschadet überstehen. Ist es das wirklich wert?

Mein Blick huscht unstedet umher, während ich fieberhaft nach einer Lösung suche. Bei dem Glück, das ich in letzter Zeit habe, verlaufe ich mich so sehr, dass ich mich in einem fremden Gebiet wiederfinde. In dem der Dunklelfen zum Beispiel, die trotz Vaans Gefährtin alles andere als gut auf uns Menschen zu sprechen sind. Ich war schon einmal eine Geisel der Elfen und kann mich noch gut an den Käfig erinnern, in dem sie mich gefangen gehalten haben, um auch meine andere Seite unter Kontrolle zu haben. Mein Wunsch, das zu wiederholen, ist nicht vorhanden. Aber das würde bedeuten, dass ich dem Waldelfen vor mir zumindest

so weit vertrauen muss, dass er mich sicher zurück nach Eisenfels bringt. Kann ich das? Kann ich den Rest der Nacht und vermutlich einen Teil des Tages in seiner direkten Nähe verbringen, ohne vollends den Verstand zu verlieren?

Mit langsamen Schritten kommt er auf mich zu und ich unterdrücke den Drang zu flüchten. Stattdessen ducke ich mich und spanne meine Muskeln an, jederzeit bereit, ihn anzuspringen, wenn er versuchen sollte, mir zu schaden. Mit einem tiefen Grollen und peitschendem Schweif mache ich deutlich, dass er mir lieber nicht zu nahe kommen soll, doch er lässt sich davon nicht beeindrucken. Mit einem mulmigen Gefühl schaue ich zu, wie er direkt vor mir in die Hocke geht, sodass unsere Augen auf einer Höhe sind.

Als unsere Blicke sich kreuzen und ich seinen Geruch – eine Mischung aus Wald, Moos und Wärme – wahrnehme, explodiert etwas in mir, das mir die Luft zum Atmen raubt. Mein Herz setzt für mehrere Schläge aus und die Welt um mich herum scheint zum Stillstand zu kommen. Nein, das stimmt nicht. Sie ist nicht zum Stillstand gekommen, vielmehr fühlt es sich so an, als verschiebe sie sich, rücke sich zurecht und als sähe ich zum ersten Mal in meinem Leben alles so, wie es wirklich ist. Der dunkle Schleier, der ständig über mir hing, wird weggezogen und macht gleißendem Licht Platz.

Überwältigt von den verschiedenen Emotionen, die in mir toben, schnappe ich nach Luft und auch mein Herz beginnt wieder zu schlagen. Ungleichmäßig und viel zu schnell, als müsste es sich erst an die neuen Empfindungen gewöhnen. Ich sehe Einzelheiten an ihm, die mir vorher nie aufgefallen sind, seine feingliedrigen Finger zum Beispiel, oder das Funkeln in seinen Augen, die so grün sind wie frisch gewachsenes Gras.

Als der Waldelf mir zaghaft zulächelt, braut sich in meiner Kehle ein Schnurren zusammen.

Was zum ...?

Ich schüttelte heftig den Kopf, um wieder zu Verstand zu kommen. Was bei allen Göttern geht hier vor? Ist das ... der Fluch? Trübt er meine Wahrnehmung bereits jetzt so sehr, obwohl ich dem Waldelfen aus dem Weg gegangen bin? Eilig

weiche ich vor ihm zurück, bis ich mich außerhalb seiner Reichweite befinde. Ich muss hier weg und zwar sofort, bevor es noch schlimmer wird!

Meine Pfoten finden auf den feuchten Blättern kaum Halt, als ich herumwirbele, um im Dickicht zu verschwinden. Auf einmal ist es mir egal, dass ich mich noch mehr verlaufen oder den Dunkelfelken begegnen könnte – ich halte es keine Sekunde länger hier aus. Verängstigt durch die neuen Gefühle, die mich schier zerreißen, will ich einfach nur Abstand von allem, was sie auslöst.

Es ging mir gut, als ich ihn nicht kannte, und ich kam zurecht, als ich mich von ihm fernhielt. Aber hier, nahe bei ihm, verliere ich die Kontrolle über alles, das mir wichtig ist. Auch wenn es mir zuwider ist, bleibt mir nur die Flucht – kopflos und unrühmlich, aber allemal besser als die Alternative.

Hinter mir höre ich sein Rufen, sein Flehen, dass ich stehen bleiben soll, doch seine Worte treiben mich noch mehr an. Ich schlittere zwischen den Bäumen entlang, schaue weder nach links noch rechts, sondern renne einfach weiter.

Das vom tauenden Schnee nasse Gras streift meinen Bauch, als ich weiterhaste. Wieder und wieder werfe ich einen Blick über die Schulter, doch vom Waldelfen ist nichts zu sehen. Hier auf der freien Ebene hat er nicht viele Möglichkeiten, sich zu verbergen, also beschließe ich, hierzubleiben.

Ich schaue nach oben. Am Horizont färbt der Nachthimmel sich bereits rot. Es wird nicht mehr lange dauern, bis der neue Tag anbricht. Und dann? Ich werde mich verwandeln und frieren. Ob mich hier jemand findet? Wohl kaum. Ich weiß nicht einmal, ob ich mich noch in unserem Königreich befinde, oder ob ich die Grenzen zum Elfenreich bereits überschritten habe.

Ich streife über die Ebene und gelange auf der gegenüberliegenden Seite an einen Abhang und spähe hinunter in die schwarze Tiefe. Hier komme ich nicht weiter. Am unteren Ende kann ich zwar einen Weg erkennen, aber die Felswand reicht bestimmt zehn Meter hinab und mit diesem Körper habe ich keine Möglichkeit, den Abhang nach unten zu klettern. Jedoch ist meine Chance, unten auf einem Weg auf andere Menschen zu treffen, die mir helfen könnten, größer als

hier oben. Aber wie komme ich dorthin, ohne mir jeden einzelnen Knochen zu brechen?

Nicht dass mir das etwas ausmachen würde. Ein weiterer Nebeneffekt des Fluchs ist eine rasche Heilung bei körperlichen Verletzungen. Trotzdem würde ich den Schmerz spüren, wenn ich unten auf dem blanken Stein aufschlage, und ich müsste warten, bis ich mich erneut gewandelt habe, denn nur mein Tierkörper könnte den Schaden reparieren. Und sicher bin ich mir nicht, dass ich es wirklich überleben würde. Schnittwunden, Verbrennungen oder Verstauchungen waren bisher nie ein Problem, aber ein Sturz aus einer solchen Höhe? Das probiere ich lieber nicht aus und beschließe stattdessen, an der Klippe entlangzulaufen, um einen Weg nach unten zu suchen.

Ich habe keine fünf Meter geschafft, als ich ein Ziehen in meinen Gliedmaßen spüre. Der Himmel über mir wird heller und meine Rückverwandlung steht kurz bevor. Normalerweise kann ich meine Wandlung bis zu einem gewissen Grad kontrollieren, dank des jahrelangen Trainings durch meine Mutter, aber die Begegnungen mit dem Waldelfen haben mich so aufgewühlt, dass ich gar nichts mehr zustande bringe. Ich bin froh, dass ich noch eine Pfote vor die andere setzen kann.

Die Aussicht, mich hier zu verwandeln, lässt mich noch mehr in Panik geraten, bis ich hektisch am Rand der Klippe entlangrenne.

Bitte nicht, bitte nicht, bitte nicht hier, denke ich immer wieder, doch es ist sinnlos. Ich verliere den Halt, als sich mein Körper verkrampft, und schlage der Länge nach ins Gras. Meine Krallen graben sich in die weiche Erde und ich versuche mich wieder hochzustemmen, um wenigstens einen geschützten Ort zu finden, aber ich habe keine Kraft mehr. Ich krümme mich zusammen, als eine Schmerzwelle durch mich hindurchrauscht. Das Knacken meiner Wirbelsäule und die damit verbundene Pein presst mir die Luft aus den Lungen.

Ich versuche ruhig liegen zu bleiben, bis es vorbei ist. Es bringt nichts, mich dagegen zu wehren, dadurch wird es nur noch schlimmer. Statt auf die Schmerzen konzentriere ich mich auf meine Atmung, wie ich es von meiner Mutter gelernt

habe. Ein Pulsieren in meiner Brust macht meine Konzentration jedoch zunichte. Mit letzter Kraft hebe ich den Kopf und schaue ins Gesicht des Waldelfen, der neben mir hockt und mich besorgt mustert.

»Habt Ihr Schmerzen? Kann ich irgendwas für Euch tun?«, fragt er.

Ich bäume mich auf, um seiner Hand, die er nach mir ausgestreckt hat, zu entkommen. »Geh ... weg!«, wüрге ich hervor. Es ist eine Mischung aus Schreien, Fauchen und Keuchen und ich habe keine Ahnung, ob er mich verstanden hat. Die Laute, die ich von mir gebe, sind alles andere als menschlich.

Mit letzter Kraft robbe ich von ihm weg, schaffe so viel Abstand zwischen uns wie möglich, ohne dass ich Gefahr laufe, die Klippe herunterzufallen. Dunkle Wolken vernebeln meinen Verstand, und das Einzige, was ich fühle, ist Schmerz. Ich kann mich nicht daran erinnern, dass mir eine Verwandlung je so wehgetan hat. Sogar die in meiner Jugend waren nur ein schwacher Abklatsch dessen, was ich gerade durchmache. Anstatt dass sich mein Körper auf einmal wandelt, fühlt es sich an, als würde jeder Knochen einzeln brechen und sich verschieben. Selbst die langen Eckzähne, die sich zurück in meinen Kiefer schieben, schicken einen gleißenden Schmerz durch meinen Kopf, der mich Sterne sehen lässt.

Abwechselnd wimmere und kreische ich, winde mich im Gras, um die Qual halbwegs zu dämpfen. Nach und nach blitzt helle Haut zwischen dem schwarzen Fell auf, meine Pfoten werden kleiner, anschließend länglich und wandeln sich zu Händen. Kalter Schweiß rinnt mir in Strömen den Rücken hinunter. Ich rutsche weiter von ihm weg, krümme mich zitternd zusammen und warte darauf, dass es endlich vorbei ist. Strähnen meines blonden Haares hängen mir ins Gesicht und verhindern so zumindest, dass ich ihn ansehen kann.

Als die Schmerzen nachlassen, bleibe ich kraftlos im Gras liegen. Vorsichtig hole ich Luft, bereue es jedoch sofort. Der eisige Dunst sticht in meinen Lungen und die Winterkälte kriecht durch meine ungeschützte Haut, bis ich unkontrolliert zittere, sodass meine Zähne aufeinanderschlagen.

Etwas Warmes legt sich um meinen Rücken und ich merke, wie ich bewegt werde. Ich will mich wehren, denn ich weiß, dass es nur der Waldelf sein kann, der

meine Schwäche ausnutzt, doch die Wärme, die sich von meinem Rücken ausgehend über meinen geschundenen Körper ausbreitet, hält mich davon ab. Das wohlige Gefühl lässt mich aufseufzen und ich rolle mich zusammen wie eine Katze vor dem Kamin. Seine Hände liegen an meiner Schulter und unter meinen Kniekehlen, als er mich kurz anhebt. Ich spitze zwischen halb geöffneten Lidern hindurch und sehe einen Blätterumhang, der mich wie ein Kokon umhüllt.

Aber das, was mich unruhig werden lässt, ist die Tatsache, dass ich auf seinem Schoß sitze. Mit einer Hand reibt er mir über den Rücken, den anderen Arm hat er um mich geschlungen, um mich fest an sich zu pressen. Seine Körperwärme springt auf mich über, aber ich glaube nicht, dass ich deswegen plötzlich in Flammen stehe.

Sein Geruch, der durch den Umhang und die Nähe überall um mich herum ist, und sein Herzschlag, den ich an seine Brust gepresst hören kann, geben mir den Rest. Obwohl ich mich wehren und fliehen sollte, fühle ich mich sicher und geborgen, als hätte ich nicht eben eine meiner schlimmsten Verwandlungen durchgemacht. Die Schmerzen und die Angst sind vergessen, und mit jedem Atemzug, den ich mache, mit jeder kreisenden Bewegung seiner Hand an meinem Rücken normalisiert sich mein Herzschlag, bis er gleichmäßig mit seinem schlägt.

Es interessiert mich nicht, dass ich praktisch nackt und ihm so nah bin, wie ich es niemals sein wollte. Seit dem Moment vorhin im Wald, als ich ihm zum ersten Mal in die Augen gesehen habe, ist etwas mit mir passiert, das ich nicht erklären kann. Etwas, das ich nie für möglich gehalten hätte. Trotz allem, was ich heute Nacht durchgemacht habe, fühle ich mich ... *glücklich*.

Hartnäckig versucht eine Stimme in meinem Kopf mich davon zu überzeugen, dass das Glück, das ich gerade empfinde, nicht echt ist. Dass keine meiner Gefühle, die ich in seiner Nähe habe, echt sind und es auch nie sein werden. Allein aufgrund des Fluchs fühle ich mich zu ihm hingezogen. Unter normalen Umständen wäre er mir vermutlich nie aufgefallen, da wir aus verschiedenen Völkern stammen. Vermischungen wurden noch nie gern gesehen, das beste Beispiel dafür ist das Halbfelfen-Miststück, das sich als Königin aufspielt. Vielleicht

hätte ich ihn gesehen und auch wahrgenommen, aber mehr hätte ich nie empfunden, weil es weiß, dass es zu nichts führen würde.

Mein Leben lang habe ich mit angesehen, zu was die Menschen, aufgestachelt durch Lügen und Intrigen, imstande waren, den Halbelfen anzutun. Es gab damals nur drei Elfen, die bei uns am Hof gelebt haben und zu denen ich ein halbwegs vertrauensvolles Verhältnis hatte. Aber die anderen ... Sie hielten sich von uns Menschen fern, bezeichneten uns als niedere Kreaturen ohne magische Begabung. Sie verachteten uns, auch wenn sie es nicht so direkt zeigen konnten. Ich habe gesehen, zu was Elfen in der Lage sind, und ich wäre niemals auf die Idee gekommen, mich zu einem von ihnen hingezogen zu fühlen.

Was für eine Ironie des Schicksals! Anscheinend sucht sich dieses verdammte Band immer genau den Gefährten aus, den man am wenigstens haben will. So ist es auch meinem Bruder ergangen, der sich an eine Halbelfe gebunden hat.

Schicksal? Ein Wort, an das ich nie geglaubt oder mit dem ich zumindest gehadert habe. Soll sich das geändert haben?

Ich schlage die Augen auf und begegne seinem Blick. Die aufgehende Sonne zaubert helle Strähnen in seinem Haar hervor, die mir vorher nie aufgefallen sind. Ebenso wenig wie seine markante Gesichtsform, die untypisch für die feingliedrigen Elfen ist. Am faszinierendsten finde ich aber nach wie vor seine Augen: Das strahlende Grün nimmt mich gefangen und ich ertappe mich dabei, wie ich darin nach anderen Farbschattierungen oder Sprenkeln suche, aber keine finde.

Als ich ihn länger als nötig anschau – nein, begaffe wäre das richtige Wort für das, was ich gerade mache –, ziehen sich seine Augenbrauen besorgt zusammen.

»Ich bringe Euch sofort nach Hause«, murmelt er, während er versucht aufzustehen. »Das hätte ich gleich tun sollen, aber Ihr saht so ...« Er unterbricht sich, um sich zu räuspern. »Ihr wart in keiner guten Verfassung.«

»Nein, es ... Die Verwandlung war diesmal schmerzhafter als sonst, aber es geht mir gut, wirklich«, versichere ich ihm und winde mich in seinen Armen.

Der Waldelf hält abrupt inne und setzt meine Beine langsam ab. Erst als er sich sicher ist, dass ich alleine stehen kann, nimmt er auch die andere Hand von meinem Rücken. Ich beginne zu frieren und ziehe den Umhang enger um meine Schultern, doch die Wärme, die ich eben noch verspürt habe, ist verschwunden. Deutlich spüre ich den frostigen Wind, der um meine nackten Beine weht.

Der halbe Meter Abstand zwischen uns kommt mir auf einmal unüberwindbar vor. Ich will, dass er mich wieder berührt, so abwegig dieser Gedanke auch ist. Mein Körper schreit danach, fordert, dass diesmal kein schützender Umhang zwischen uns ist.

Nur seine Haut auf meiner, sonst nichts.

Ich weiß nicht, ob mir meine Gedanken auf der Stirn geschrieben stehen, aber der fassungslose Blick, mit dem er mich bedenkt, lässt mich unruhig werden.

»W-Was?«, frage ich.

»Ich ... Es ist nur so, dass ... Ich glaube, das war das erste Mal, dass Ihr einen halbwegs zusammenhängenden Satz zu mir gesagt habt.«

Seine Antwort lässt mich blinzeln und ich gehe im Kopf unsere Begegnungen durch. Na ja, als Begegnungen kann ich es nicht bezeichnen, denn es stimmt: Bisher bin ich ihm nur ausgewichen und habe Vorwände gesucht, ihm nicht über den Weg laufen zu müssen. Eine Unterhaltung haben wir noch nie geführt und sind auch jetzt noch weit davon entfernt.

Ich weiß nicht, was ich darauf antworten soll, also schweige ich und kralle meine Finger in den Umhang, um meine Hände daran zu hindern, sich nach ihm auszustrecken. Mein Innerstes ist ein wilder Strudel an Gefühlen, die ich nicht einordnen kann und über die ich nicht Herr werde.

»Lasst mich Euch nach Hause bringen, bevor Ihr Euch hier draußen erkältet.«

Ich schüttele den Kopf. »Ich erkälte mich nicht. Ich kann nicht krank werden. Aber ich würde gerne nach Hause gehen.«

Doch keiner von uns rührt sich. Ich verlagere mein Gewicht von einem Bein auf das andere, um mich überhaupt zu bewegen und irgendwas zu tun, das mich davor bewahrt, den Verstand zu verlieren. Unschlüssig sehen wir einander an, überlegen, was wir sagen oder tun könnten, und sind doch nicht bereit, das Offensichtliche zu machen.

»Schafft Ihr es zu Fuß?«, erkundigt er sich dann. »Es ist ziemlich weit.«

»Ich denke schon. Ich bin einiges gewohnt.« Ich schicke dem Gesagten ein unsicheres Lächeln hinterher, um ihm die Bitterkeit zu nehmen.

Er hält mir die Hand hin. »Da ich nun weiß, dass Ihr sprechen könnt, würde ich mich gerne vorstellen«, sagt er mit einem schelmischen Grinsen auf den Lippen, das ein ungewohntes Flattern in meinem Bauch auslöst. »Ich bin Ayrun und so etwas wie der gewählte Sprecher der Waldelfen.«

Zögernd strecke ich meine Hand aus und lege sie in seine. Meine ist so klein, dass sie in seiner fast verschwindet, und doch genieße ich die Wärme, die ausgehend von unseren verbundenen Handflächen meinen Arm hinaufschießt.

»Giselle«, antworte ich schlicht, als ich seine Hand schüttle. Es käme mir komisch vor, meinen Rang und mehrere Titel zu nennen, schließlich weiß er, wer ich bin.

»Macht Ihr das jede einzelne Nacht durch?«, fragt er nach einer Weile, in der wir uns einfach nur angeschaut haben.

»Die Verwandlung? Ja, aber sie ist nicht jedes Mal so ... schlimm.«

Warum fragt er das jetzt?, schießt es mir durch den Kopf. Ich weiß, dass ich nicht normal bin und ich verabscheue mich selbst dafür, so zu sein. Die Menschen in Eisenfels wissen von dem Fluch und fürchten sich nicht vor mir, ebenso wenig wie sie auch früher meinen Bruder oder meine Mutter nicht fürchteten. Aber für den Waldelfen, der zum ersten Mal eine Wandlung miterlebt hat, muss es schrecklich ausgesehen haben ...

Augenblicklich fühle ich mich schlecht. Es muss für ihn verstörend sein, so eine Verwandlung zu sehen. Es ist widernatürlich und abstoßend. Vergeblich versuche ich, meine Hand zurückzuziehen, doch er verstärkt den Druck mit seiner.

»Ich kannte Eure Mutter, wisst Ihr?«, sagt er, ohne den Blick von mir zu nehmen. »Nun, *kennen* wäre wohl zu viel gesagt, aber ich war ein paar Mal mit am Hof von Eisenfels, als Königin Jocelyn noch unter uns weilte. War sie auch so wie Ihr?«

Ich nicke. Es wäre mir nie in den Sinn gekommen, dass er bereits meiner Mutter, der früheren Menschenkönigin, begegnet sein könnte.

»Sie war eine sehr freundliche Frau und ich traure um sie. Aber wenn ich mich recht entsinne, verwandelte sie sich nicht.«

»Meine Mutter war eine Tagwandlerin. Während mein Bruder und ich uns bei Nacht verwandeln, wurde sie bei Tagesanbruch in die Gestalt eines Falken gezwungen«, erkläre ich ihm.

»Aber ich habe Eure Mutter tagsüber gesehen, mehrmals sogar. Und ich würde mich daran erinnern, wenn sie Federn gehabt hätte.«

Es soll witzig klingen, aber mich verletzen seine Worte. Meine Mutter hat genauso unter ihren Verwandlungen gelitten wie ich. Zwar versuchte sie, uns von klein auf den Fluch als eine Chance zu verkaufen, aber bei mir hat es nicht gewirkt. Mein Bruder fand sich im Laufe der Zeit damit ab, aber mir graut es noch immer jeden Tag davor, dass die Sonne untergeht. Nur weil der Waldelf nichts über uns Mondkinder weiß, stellt er Mutter hin, als wäre sie eine Lügnerin gewesen. Dabei war sie die Einzige, die mich je verstanden hat.

Ich reiße meine Hand zurück und straffe die Schultern, um mich größer zu machen als ich eigentlich bin. »Meine Mutter war ein Wandler, aber sie konnte den Fluch unterdrücken. Danach war es ihr möglich, sich nur noch zu verwandeln, wenn es ihr Wunsch war.«

»Und wie hat sie das geschafft?«, fragt er.

Lässt ihn wirkliches Interesse diese Fragen stellen oder will er mich nur aushorchen? Aber zu welchem Zweck? Auf einmal wird mir seine Nähe wieder bewusst und ich stolpere einen Schritt zurück. Mit jedem Stück, das ich mich von ihm entferne, gerät mein Herz aus dem Takt. Am liebsten würde ich frustriert

aufschreien, denn ich weiß, was es bedeutet. Ich konnte die Zeichen von Anfang an deuten, aber ich wollte es einfach nicht wahrhaben.

Ich versuche meine falschen Gefühle zum Schweigen zu bringen und betrachte ihn ganz rational. Vaan hat recht: Mich hätte es durchaus schlimmer treffen können. Ohne den Umhang nehme ich zum ersten Mal seine kräftige Gestalt wahr, die breiten Schultern und wohlgeformten Arme, die mich eben mühelos hochgehoben haben. Er sieht anders aus als die meisten Elfen und erinnert mich von der Statur her an den rothaarigen Elfen Gylbert, der Vaans Schwertmeister war, als wir klein waren.

Mir gefällt durchaus, was ich da sehe, aber ich weigere mich, es zu akzeptieren. Ich werde nicht aufhören, einen anderen Weg zu finden, um den Fluch zu lösen, ohne mich auf vorgegaukelte Gefühle einlassen zu müssen.

»Verzeiht«, murmelt er, als ich auf seine Frage nicht antworte. »Ich möchte nicht neugierig erscheinen. Es ist nur ...« Er fährt sich mit der Hand durch die Haare. »Ich möchte gern mehr über Euch erfahren, und da Ihr endlich mit mir sprecht ...« Zögernd bricht er mitten im Satz ab und schaut mich abwartend an.

»Ich möchte jetzt nach Hause«, sage ich so ruhig wie möglich, obwohl es in meinem Inneren brodelt. Die Art, wie er mich anschaut – so verletzt und enttäuscht –, erweckt in mir den Wunsch, die Hand nach ihm auszustrecken und beruhigend über seine Wange zu streicheln. Stattdessen sage ich: »Die Nacht hat mich doch mehr angestrengt, als ich dachte.«

»Natürlich«, murmelt er und senkt den Blick. »Ich weise Euch den Weg durch den Wald. Bitte folgt mir.«

Ich achte darauf, dass uns mindestens zwei Meter trennen, und versuche, alle äußeren Sinneseindrücke zu ignorieren, aber es ist sinnlos. Sein Geruch haftet am Umhang, der mein einziges Kleidungsstück ist, und wenn ich nach vorne sehe, habe ich sofort seinen Rücken mit dem beeindruckenden Muskelspiel, das sich unter seiner engen Tunika abzeichnet, vor Augen. All das hilft mir nicht, das Ziehen in meiner Brust zu ignorieren, und es lässt mich noch gereizter werden, als ich es normalerweise schon bin.

Auf seine Fragen antworte ich einsilbig und höre kaum hin, weil ich zu sehr damit beschäftigt bin, wütend auf mich selbst zu sein. Ich hätte niemals zulassen dürfen, dass er mir folgt. Ich wäre gar nicht in dieser dämlichen Situation, wenn ich von Anfang an mehr auf meine Umgebung geachtet hätte. Und nun finde ich nur dank seiner Hilfe den Weg zurück.

Jetzt stehe ich in seiner Schuld ...

Kapitel 4

Der Weg zurück dauert viel länger, als ich gedacht hätte. Die Sonne hat ihren Zenit bereits überschritten, als ich in der Ferne endlich die alltäglichen Geräusche der Stadt höre.

Irgendwann hat der Waldelf es aufgegeben, sich mit mir unterhalten zu wollen, und ich habe ebenfalls geschwiegen. Ich hätte auch nicht gewusst, was ich zu ihm sagen soll.

›Toll, du bist ganz zufällig der Kerl, der mir von meinem blöden Fluch zgedacht wurde! Ich bin dazu verdammt, für alle Zeit deine Nähe zu suchen, und werde mich früher oder später den vorgegaukelten Gefühlen, die ich für dich zu haben glaube, hingeben, um nicht völlig den Verstand zu verlieren! Nein, ich glaube nicht, dass ich damit einen guten Eindruck hinterlassen würde. Also halte ich lieber den Mund, ehe etwas Dämliches herauskommt. Das einzige Geräusch ist das Knirschen der mit Raureif überzogenen Blätter unter unseren Füßen.

Als wir zum Waldrand kommen, nehme ich meinen eigenen Umhang, den ich dort deponiert habe, an mich und drehe mich um. Ihn direkt anzusehen, schaffe ich aber nicht, und starre stattdessen auf einen Baumstumpf hinter ihm.

»Ich danke dir für deine Hilfe«, murmele ich. »Wenn du mich kurz entschuldigst, ich gehe schnell dort hinüber, um meinen Umhang anzuziehen, damit ich dir deinen wiedergeben kann.«

Es sollte eigentlich locker klingen, aber die Worte verlassen nur widerwillig meinen Mund und wirken genauso starr, wie ich mich gerade fühle. Weder will ich seinen Umhang von mir nehmen noch will ich mich von ihm entfernen, denn ich weiß, was dann mit mir passieren wird. Das Ziehen in meiner Brust wird sich verstärken, bis ich nicht mehr klar denken kann, bis mein einziger Lebenszweck darin besteht, wieder in seiner Nähe zu sein. Es ist falsch, so grundfalsch, und doch bin ich machtlos dagegen. Aber nach dieser Nacht, nachdem ich ihn angesehen

habe und unsere Herzen im gleichen Takt schlugen, wird nichts mehr so sein wie vorher. Da bin ich mir sicher.

Die sorgsam hochgezogenen Mauern, die ich gegen den Fluch und die damit verbundenen Emotionen errichtet habe, wurden durch eine einzige Unachtsamkeit eingerissen. Ich fühle mich hilflos und verletztlich, etwas, das ich bisher nicht kannte. Mein Leben lang habe ich meine Gefühle tief in mir eingeschlossen, und nach Vaans Zurückweisung habe ich mir geschworen, nie wieder etwas für jemanden zu empfinden. Ich wollte nicht mehr fühlen, wollte nicht mehr lieben, sondern mein – im wahrsten Sinne des Wortes – verfluchtes Leben einfach nur hinter mich bringen. Dann hörte ich von einem möglichen Heilmittel, ohne den Irrsinn einer Bindung über mich ergehen lassen zu müssen, und setzte alles daran, es zu bekommen. Ich scheiterte – kläglich! – und lebe nun tagein, tagaus mit meinem Bruder zusammen, der mir mit seiner Gefährtin stets wieder vor Augen führt, was für mich niemals Wirklichkeit werden wird. Und obwohl ich den Gedanken daran, einen Gefährten zu wählen, hasse, spüre ich bitteren Neid in meiner Brust, wann immer ich das verliebte Lächeln der Halbfelfe sehe. Ich hasse sie und ich hasse alles, wofür sie steht. Was ist so falsch daran? Wäre sie nicht dummerweise in diesem jämmerlichen Dorf in Vaans Leben gestolpert, hätte es bis ans Ende aller Zeit nur uns beide gegeben.

Aber nein, erst wendet sie sich meinem Bruder zu, und durch den blöden Umstand, dass sie die Königin der Elfen ist, trat der Waldelf in mein Leben, nur um alles, was ich mir sorgsam aufgebaut habe, mit zielsicherer Präzision zu zerschmettern.

Ich will es nicht, aber je mehr ich mich dagegen wehre, desto schlimmer wird es. Das hat mir die letzte Verwandlung gezeigt. Mein Körper weigert sich, die Abneigung meines Geistes anzuerkennen, und tut das, wofür er ausgelegt ist.

Wenn ich mich weiterhin dagegen sträube, werde ich mir über kurz oder lang erheblichen Schaden zufügen. Meine Wandlungen werden noch schmerzhafter und länger werden, und das Ziehen in meiner Brust wird mein Denken überlagern,

bis ich zu nichts anderem mehr fähig bin, als schnurstracks zu ihm zu rennen und ihn anzuflehen, mein Gefährte zu werden.

Ich schüttele den Kopf, um die dunklen Gedanken zu vertreiben, und wende mich zum Gehen, doch eine Hand an meinem Arm hält mich zurück. Der direkte Hautkontakt schickt heiße Impulse durch meinen gesamten Körper, die mich für einen Moment Sterne sehen lassen. Ich reiße die Augen weit auf und drehe ich mich halb zu ihm um. In einer anderen Situation wäre sein Gesichtsausdruck komisch, denn er scheint über seine Handlung genauso überrascht zu sein wie ich. Doch der Gedanke, seine Hand von meinem Arm zu nehmen, scheint ihm nicht zu kommen, und ich verlange es auch nicht. Warum auch immer.

»Nein, es ...« Er weicht meinem Blick aus. »Behaltet den Umhang und gebt ihn mir ein anderes Mal wieder. Ich möchte Euch so schnell wie möglich nach Hause bringen.«

Ich verzichte, ihn darauf hinzuweisen, dass es eine Sache von wenigen Minuten ist, den Umhang zu wechseln, doch meine Zunge klebt nutzlos am Gaumen, also nicke ich nur. Langsam lösen sich seine Finger von meinem Arm und ich reibe mit der freien Hand über die Stelle.

Wir treten aus dem Wald hinaus auf die Wiese, die direkt an Eisenfels grenzt. Die einzelnen Grashalme sind mit Raureif überzogen und beugen sich träge im Wind.

Kaum dass das Stadttor sichtbar ist, sehe ich schon meinen Bruder, der – gehetzt wie das Tier, das in ihm wohnt – an den Mauern auf und ab geht. Als er mich bemerkt, stürmt er auf mich zu und packt mich an den Schultern.

»Bei allen Göttern, Giselle, wo warst du so lange?«, brüllt er mich an und ich meine, echte Sorge in seinen markanten Gesichtszügen erkennen zu können. »Wir dachten schon, dir wäre etwas passiert. Keiner hatte dich gesehen und wir wussten nicht ...«

Sein Blick gleitet über meine Schulter und er verstummt sofort. Seine Augenbrauen schießen in die Höhe, als er unsicher vom Waldelfen zu mir und

wieder zurück schaut. Ich schließe seufzend die Augen und kneife mir mit Daumen und Zeigefinger an die Nasenwurzel.

Dass ausgerechnet Vaan der Erste sein muss, dem wir begegnen ... Er nimmt die Hände von meinen Schultern und räuspert sich. Ehe er etwas sagen kann, hebe ich schnell die Hand und schicke einen warnenden Blick hinterher, der ihm versichert, dass ich es ihn büßen lassen werde, wenn er jetzt eine einzige dumme Bemerkung von sich gibt.

»Verzeiht mir, es ist meine Schuld, dass Eure Prinzessin erst jetzt nach Hause kommt«, sagt der Waldelf und ich wünsche, er würde einfach den Mund halten.

Vaan quittiert seine Erklärung mit einem bedeutungsschwangeren »Aha«, was ihm einen Knuff in die Seite von mir einbringt.

»Richtet bitte meiner Königin meine Grüße aus«, murmelt der Waldelf, bevor er endlich den Rückzug antritt. Er verbeugt sich vor Vaan und mir, doch ich halte den Blick gesenkt, während seine Schritte hinter mir verhallen.

Wie angewurzelt bleibe ich stehen und überlege fieberhaft, wie ich die Situation retten könnte, doch mir will beim besten Willen nichts einfallen.

Nach einer Weile stößt Vaan geräuschvoll die Luft aus. »Fühlt sich gut an, nicht wahr?«

Auch ohne in direkt anzuschauen, kann ich das Grinsen in seiner Stimme hören. Ich recke das Kinn und erwidere: »Ich habe keine Ahnung, wovon du redest.«

»Nein, natürlich hast du das nicht«, gluckst er, ehe er den Arm um meine Schulter legt und mich durchs Stadttor führt. »Und das ist auch nicht sein Umhang, den du da trägst.« Schnell beiße ich mir auf die Zunge, um keine schnippische Antwort zu geben. »Ich kann ihn an dir riechen. Oh, du brauchst doch deswegen nicht rot zu werden.«

Ich stoße ihm so heftig mit dem Ellenbogen in die Seite, dass er ein paar Schritte von mir wegtaumelt und sich lachend die Stelle hält, die ich getroffen habe.

»Ich will kein einziges Wort darüber hören«, zische ich. »Es ist nichts passiert. Er ist mir gefolgt und hat mich zurückgebracht, weil ich mich verirrt habe. Ende der Geschichte. Es ist nicht das, wonach es aussieht.«

»Das ist es doch nie, nicht wahr?« Immer noch grinsend beugt er sich zu mir hinunter. Seine gute Laune verschlechtert meine nur umso mehr, bis der Wunsch, ihn zu schlagen, beinahe unerträglich wird. »Du musst dich deswegen nicht schämen. Ich weiß, was in dir vorgeht.«

»Nein, das bezweifle ich«, murmle ich. »Du wirst mit niemandem darüber reden, erst recht nicht mit *ibr*.«

»Und warum sollte ich den Mund halten? Ich freue mich für dich, wenn du endlich ...«

Frustriert stoße ich die Luft aus und fahre mir mit den Händen durch meine verknotete blonde Mähne. »Weil nichts passiert ist. Verstehst du? *Nichts!* Es war ein blöder Zufall, sonst nichts. Ein Zufall, der sich nicht wiederholen wird. Hör also auf, da etwas hineinzudeuteln. Ayrun ist nicht der, für den du ihn hältst.«

Abrupt bleibt Vaan stehen und ich drehe mich zu ihm um. Was ist denn jetzt schon wieder? Als sich einer seiner Mundwinkel zu dem schelmischen Grinsen, das ich schon als Kind an ihm geliebt habe, hebt, gehe ich fieberhaft das eben Gesagte durch und würde mir am liebsten selbst mit der Hand gegen die Stirn hauen.

»Du hast ihn bei seinem Namen genannt«, kommt Vaan mir zuvor. »Das hast du bisher noch nie getan. Und du willst mir wirklich erzählen, dass es nichts zu bedeuten hat?«

»Ja!«, schreie ich ihn an, selbst überrascht über meinen Ausbruch. Ich habe es satt. Ich habe es *so* satt! Seine Anspielungen, seine Vermutungen, und nun scheint mein Versprecher ihn in allem bestärkt zu haben. »Halte dich aus meinem Leben raus, ist das klar?«

»Ich bin dein Bruder«, hält er dagegen. »Es ist nur natürlich, dass ich ...«

»Nein!« Mit beiden Händen stoße ich ihn vor die Brust. »Zwischen uns ist *nichts* natürlich, weil wir es selbst nicht sind! Ich bin nicht wie du und will es auch

niemals sein. Ayrun, der Waldelf, wie auch immer, ist nicht der, den du in ihm sehen willst. Und ich habe nicht vor, ihn je wiederzusehen!«

Mit einer Hand reibt er sich über die Brust, während seine Augenbrauen sich zusammenziehen. Ich kenne diesen Blick und schlucke krampfhaft. »Schön, ich werde dich in Ruhe lassen. Aber ich werde nicht dabei zusehen, wie du dich selbst zugrunde richtest. Sollte ich doch mit meiner Vermutung recht haben, werde ich nicht tatenlos zuschauen, wie du dir Schmerzen zufügst. Egal, was in der Vergangenheit zwischen uns vorgefallen ist – du bist meine Schwester und ich werde über dich wachen, wenn du es selbst nicht kannst.«

Mein Hals ist so eng, dass ich kaum noch Luft bekomme, und der glühende Blick aus seinen Goldaugen treibt mir fast die Tränen in die eigenen. Ich weine nicht. Das letzte Mal, als ich geweint habe, war, als meine Mutter getötet zu meinen Füßen lag, ihr Herz durchbohrt von ihrem eigenen Dolch. Der Schmerz, den ich damals spürte, ist zu vergleichen mit dem, was ich jetzt empfinde. Auch wenn Vaans Worte einen wunden Punkt getroffen haben, bedeutet das nicht, dass ich mich ihm anvertrauen könnte.

»Denk bitte daran, dass du jederzeit zu mir kommen kannst«, fügt er mit sanfterer Stimme hinzu, die mir einen wohligen Schauer durch den Körper jagt. »Ich habe dasselbe durchgemacht wie du und kann dich verstehen. Und wenn du – warum auch immer – über den Waldelfen sprechen willst, wird auch Fye ein offenes Ohr für dich haben.«

Als er ihren Namen erwähnt, versteife ich mich sofort. Vergessen ist das Gefühl der Geborgenheit, das mich eben noch durchströmt hat. Schnell ziehe ich die kühle Fassade der unnahbaren Prinzessin nach oben und speise ihn mit einem knappen Nicken ab, da ich meiner Stimme trotz allem nicht traue.

Seufzend nickt er ebenfalls, bevor er eine Hand an meinen Rücken legt und mich zurück in die Burg führt.

Kapitel 5

Die erste Nacht und der darauffolgende Tag verlaufen ereignislos, und hin und wieder frage ich mich, ob das, was ich erlebt habe, pure Einbildung war.

Ich streife durch die Burg auf der Suche nach etwas, das meine Gedanken beschäftigen könnte, finde aber nichts. Die Verwandlung, die bei Sonnenuntergang nach meiner Rückkehr erfolgte, war zwar schmerzhaft, aber zu ertragen, was mich erleichterte. Nun, einen Tag später, kommt mir mein Ausflug mit dem Waldelfen weit entfernt vor, als wäre er niemals passiert. Das ziehende Gefühl in meiner Brust ist einem dumpfen Pochen gewichen, das mich zwar stört, ich aber weitestgehend ignorieren kann, solange ich etwas finde, um meine Gedanken in eine andere Richtung zu lenken.

Als ich an einem der hohen Fenster vorbeigehe und in den Burghof hinabblicke, finde ich die ersehnte Ablenkung. Im Schneematsch erblicke ich mehrere Soldaten beim Bogenschießen. Einige trainieren mit Schwertern. Das Klirren der Waffen, das Surren der Pfeile und die bellende Stimme des Kommandanten lassen meine Fingerspitzen kribbeln. Es ist schon viele Monate her, seit ich selbst dort unten trainiert habe, und bis eben ist mir nicht aufgefallen, wie sehr ich es vermisst habe.

Ich drehe auf der Hacke um und rausche zurück in mein Zimmer, wo ich mir das lästige Kleid herunterreiße, meine langen Haare zu einem Zopf flechte und aus dem hintersten Winkel meines Schrankes eine braune Lederhose, ein weißes Hemd und ein blaues Wams herausziehe. Eine vorfreudige Unruhe hat mich erfasst, und ohne stillzustehen, schnüre ich das Wams und rolle die Ärmel des Hemdes bis zu den Ellenbogen hinauf. Wadenhohe Stiefel und ein Gürtel, an dem die Scheide meines Dolchs angebracht ist, komplettieren meine Trainingskleidung.

Beim Hinausgehen werfe ich einen flüchtigen Blick in den Spiegel und lächle mir selbst zu. Meine Wangen sind vor Aufregung gerötet und in meinen Augen leuchtet ein Glanz, den ich schon seit langer Zeit nicht mehr gesehen habe. Einige

vorwitzige Strähnen meines blonden Haares haben sich aus dem Zopf gelöst und kringeln sich um mein Gesicht.

Ohne noch mehr Zeit zu vergeuden, renne ich aus meinem Zimmer, den Korridor entlang und die Treppe hinunter. Nur halbherzig murmle ich in aller Eile eine Entschuldigung, als ich eine Magd beinahe zu Fall bringe, die gerade durch das Tor kommt. Ich verlangsame meine Schritte erst, als ich den steinigen Untergrund des Trainingsplatzes unter meinen Stiefeln knirschen höre. Nur das abgeäunte Trainingsareal an sich gleicht einer matschigen Schlammgrube. Wie wild klopft mein Herz in meiner Brust, während ich auf das kleine Regiment schaue, das gerade im Schein der Wintersonne trainiert.

Ich zwingen mich zu einem langsamen Gang, während meine Finger bereits über dem Griff des Dolchs zucken. Der Hauptmann bemerkt mich als Erster und schreit den Soldaten ein kurzes Kommando zu, das sie aufblicken lässt. Zwölf Augenpaare sind auf mich gerichtet. Jeder von ihnen weiß, wer ich bin, doch die Art, wie sie meinen Aufzug mit hochgezogenen Augenbrauen begaffen, lässt mich einen Moment zögern. Dann straffe ich die Schultern und gehe zielstrebig auf den Ausbilder zu, der sich sofort vor mir verbeugt. Die übrigen Anwesenden tun es ihm gleich.

»Hoheit«, murmelt der Hauptmann. »Was verschafft mir die Ehre Eures Besuchs?«

Ich gebe vor, die Blicke, mit denen die Soldaten meine Kehrseite begutachten, nicht zu bemerken, und konzentriere mich auf den Mann vor mir. Er hat seine besten Jahre bereits hinter sich. Sein Gesicht ist gezeichnet von der langen Zeit, die er unter freiem Himmel verbracht hat, sodass seine Haut ledrig und von Falten durchzogen ist. Trotzdem strahlt er eine Würde aus, die mich für ihn einnimmt. Vor ihm war der Hochelf Gylbert für die Ausbildung einer Truppe, die sich die Schwarzen Ritter nannte, verantwortlich. Ich kannte ihn gut. Etwas zu gut, vermutlich. Der neue Hauptmann hat nichts mit ihm gemein: weder sein fabelhaftes Aussehen noch die einschüchternde Aura, die Gylbert umgeben hat und von der ich mich magisch angezogen fühlte.

»Ich habe Euch und Eure Soldaten beim Training beobachtet«, berichte ich, was ein Tuscheln hinter mir auslöst. »Ich habe lange keine Waffe mehr in Händen gehalten und fürchte, dass ich etwas eingerostet bin. Deshalb möchte ich Eurem Training beiwohnen.«

»Was?«, brummt der Hauptmann, und das Tuscheln um mich herum wird lauter. »Ich ... Vergebt mir, Prinzessin, aber ich glaube nicht, dass Ihr ... Ihr solltet keine Waffen benutzen. Euer Bruder würde mich einen Kopf kürzer machen, wenn er davon erführe.«

Ich runzle bei seinem Gestammel die Stirn. Seine Ausflüchte sind an den Haaren herbeigezogen, das weiß er genauso gut wie ich. Er sieht nur das zierliche blonde Ding vor sich, das unmöglich eines der Schwerter halten und sich vermutlich noch in ihrer Dummheit die eigene Hand abhacken würde.

Ich mag klein sein und nicht über magische Kräfte verfügen, aber ich bin alles andere als wehrlos. Dass er mich auf meine Äußerlichkeiten beschränkt, lässt mich wütend werden und mit den Zähnen knirschen, eine Unart, für die meine Mutter mich mit einem missbilligenden Blick gestraft hätte.

Mein Blick huscht zu den umstehenden Soldaten, die mich zwar gutmütig, aber bezüglich meiner Kampfkünste bestenfalls geringschätzig mustern. Sie sehen nichts als die hautenge Lederhose, die sich perfekt um meine Beine schmiegt, und das hübsche Gesicht, das von blonden Haaren eingerahmt wird.

Sie sehen die Prinzessin. Nicht mehr und nicht weniger. Aber das ist nicht alles, was ich bin. Sie sind blind für den Zorn und die Wut, die in mir wohnen und darum betteln, endlich freigelassen zu werden.

Blitzschnell greife ich nach dem Dolch an meiner Hüfte, und ehe auch nur einer der Umstehenden die Hand heben kann, schleudere ich ihn gegen die nächstgelegene Zielwand. Obwohl sie mindestens zehn Meter entfernt steht und ich nur den Bruchteil einer Sekunde Zeit hatte, um zu zielen, treffe ich mitten in den roten Kreis. Ein paar Mal wippt der Dolch nach, doch die Spitze bleibt im Holz stecken.

Ich recke das Kinn, als ich die Männer betrachte, wie sie mit offenen Mündern den Dolch anstarren, und ein feines Lächeln umspielt meine Lippen.

In der Vergangenheit haben schon andere den Fehler gemacht, mich nach meinem Aussehen zu beurteilen. Keinem von ihnen ist es gut bekommen. Ich bin so viel mehr als ein hübsches Gesicht. Wenn es darauf ankommt, kann ich mich genauso gut verteidigen wie einer der anwesenden Soldaten, wenn nicht sogar noch besser. Bisher habe ich meine Vorführung auf den Dolch beschränkt, doch der ist nur meine zweitliebste Waffe. Es gibt eine, mit der ich noch viel geschickter bin.

»Also, was ist nun?«, frage ich in die drückende Stille. »Darf ich nun mit Euren Soldaten trainieren oder nicht?«

Der Hauptmann kratzt sich am Kinn, den Blick immer noch auf den Dolch gerichtet. »Nun, ich ... Vielleicht wäre es besser, wenn ich das vorher mit Eurem Bruder ...«

Ich stelle mich vor ihn und zwingt ihn so, mich anzusehen. »Mein Bruder hat hiermit nichts zu tun. Ich bin hier, weil ich wieder trainieren will, nicht weil ich ein Komplott plane. Es gibt also nichts, was Ihr mit Vaan besprechen müsstet. Ich verspreche, dass ich niemandem im Weg stehen werde.«

Es ist nicht meine Art, zu betteln, deshalb beschränke ich mich darauf, den Hauptmann mit meinen Blicken niederzustarren, bis er schließlich einknickt. Es dauert nicht lange, bis er mit einem bellenden Befehl alle Soldaten wieder an die Arbeit scheucht und mir mit einem Nicken zu verstehen gibt, wo ich mich hinstellen kann.

»Erwartet aber nicht, dass Ihr eine Sonderbehandlung bekommt, Prinzessin«, warnt er mich. Wahrscheinlich hofft er, dass er mich damit noch umstimmen könnte.

Doch ich drehe mich nur grinsend zu ihm um. »Damit hätte ich nie gerechnet. Ich verspreche im Gegenzug, dass ich nicht zu hart mit Euren Soldaten umspringen werde.«

Einige Lacher werden um mich laut, als hätte ein vorlautes Kind einen Witz gemacht, über den die Erwachsenen pflichtschuldig lachen müssen. Aber das wird ihnen sehr bald vergehen, dafür werde ich sorgen.

Der Soldat, der mein erster Trainingspartner ist, grinst mir zu, ehe er mich mit Blicken verschlingt. Ich verdrehe die Augen und schüttele den Kopf, bevor ich mich umdrehe, um an einer großen Holzwand nach einer geeigneten Waffe zu suchen. Mein Partner hat sich für ein Einhandschwert entschieden, aber darauf wird meine Wahl nicht fallen. Nur flüchtig streift mein Blick die aufgereihten Schwerter, Lanzen, Schilde und Äxte. Sie sind allesamt zu schwer oder zu groß für mich.

Erst weiter hinten werde ich fündig. Mit einem grimmigen Lächeln greife ich danach. Der Ledergriff liegt perfekt in meiner Hand, und auch das Gewicht ist auf den Punkt ausbalanciert. Beinahe liebevoll betrachte ich die Peitsche aus dunklem Leder, die aufgerollt in meinen Händen liegt. Meine eigene habe ich verloren, als ich die Elfenkönigin befreit habe, doch diese hier fühlt sich ebenfalls so an, als wäre sie für mich gemacht worden. Vielleicht ist sie das auch, denn ich kenne niemanden, der den Umgang mit dieser Waffe so forciert wie ich.

Mein Trainingspartner wird eine Spur blasser, als er erkennt, für welche Waffe ich mich entschieden habe, und umfasst seinen Schwertgriff fester, ohne mich aus den Augen zu lassen. In geduckter Haltung steht er etwa vier Meter von mir entfernt und wartet darauf, dass der Hauptmann uns den Befehl erteilt, unseren ›Gegner‹ anzugreifen. Ein Grollen bildet sich in meiner Brust, als ich seine Angst wittern kann, und die Löwin in mir läuft hektisch hin und her, lässt ihre Beute nicht aus den Augen. Nichts anderes ist das Jüngelchen vor mir: Beute. Er ist kein Gegner, zumindest nicht für mich. Ich gebe mir selbst die Vorgabe, ihn mit nicht mehr als drei Hieben zu entwaffnen und mit fünf zur Aufgabe zu bewegen. Ein durchaus erreichbares Ziel.

Als der Hauptmann den Kampf für eröffnet erklärt, stürmt der Rekrut schreiend auf mich zu und versucht, mich mit seinem Schwert zu erschlagen. Ich weiche leichtfüßig aus; die Peitsche liegt noch immer aufgerollt in meiner Hand. Er

taumelt, und ich gebe ihm genügend Zeit, um wieder ins Gleichgewicht zu kommen, ehe ich ihm ermunternd zulächle. Nun scheint er auch endlich zu begreifen, dass ich mich über ihn lustig mache, denn sein erneuter Angriff ist vehementer – wenn auch von genauso wenig Erfolg gekrönt. Diesmal rennt er gegen eine der Holzlatten, die um den Trainingsbereich als Zaun aufgestellt sind, und landet um ein Haar im Schlamm.

Nur am Rande nehme ich wahr, dass die anderen Soldaten das Training unterbrochen haben, um uns zuzusehen. Sie bemerken, dass ich meinen Partner nach Strich und Faden vorführe, doch keiner von ihnen schreitet ein, auch der Hauptmann nicht.

Angriff, ausweichen, warten – so geht es eine ganze Weile weiter, bis ich beginne, mich zu langweilen. Auch die Attacken meines Partners werden kraftloser, fahriger, und er schnappt hörbar nach Luft, wenn ich ihm Zeit zum Ausruhen gebe.

Als ich erneut einem Angriff ausgewichen bin, entrolle ich während der Drehung die Peitsche und lasse das Ende mit einem lauten Knall auf meinen Gegner nieder. Sein Schrei hallt zwischen den Hofmauern wider, doch ich hole erneut aus, ziele auf seine rechte Seite und treffe auf die Klinge, direkt unterhalb des Heftes. Der Schlag ist so hart, dass das Schwert mehrere Meter durch die Luft gewirbelt wird, ehe es im weichen Untergrund stecken bleibt. Kreischend hält der Soldat die Stelle an seinem Arm, die ich zuvor getroffen habe, und sinkt auf die Knie.

Zwei Schläge. Zwei verdammte Schläge. Mehr habe ich nicht gebraucht, um meinen Gegner in die Knie zu zwingen. Ich grunze verächtlich. Das sollen die Männer sein, die uns beschützen, wenn es zu einem Angriff kommt? Dass ich nicht lache!

Ich mustere die Gesichter der anderen Soldaten. Sie sind blass und ihre Augen sind starr auf den jammernden Kameraden gerichtet. Mitleid und ›Zum Glück wurde ich ihr nicht zugeteilt‹ kann ich in ihren Mienen erkennen. Keiner wagt es, sich zu rühren.

Nur der Hauptmann löst sich aus seiner Starre. »Das Training ist für heute beendet«, donnert er. »Seht zu, dass der Platz aufgeräumt ist, bevor ihr verschwindet.«

Mit gesenktem Blick machen sie sich daran, die Waffen und Trainingsgeräte einzusammeln. Niemand sieht mich an oder richtet das Wort an mich. Stur bleibe ich an Ort und Stelle stehen, sodass sie in großen Bögen um mich herumlaufen müssen, während ich mit verschränkten Armen den Hauptmann anstarre.

»Auf ein Wort, Prinzessin«, sagt er in gedämpftem Tonfall.

Ich nicke und folge ihm zu einer kleinen Hütte, die direkt neben dem Trainingsplatz steht. Sie ist kärglich eingerichtet: Nur ein Bett, ein Tisch und zwei Schemel sind darin zu finden. Der Hauptmann deutet auf einen der Schemel, doch ich schüttele den Kopf.

»Sagt, was Ihr zu sagen habt«, fordere ich.

»Ich sehe Euch an, dass Ihr vom Zustand unserer Soldaten nicht begeistert seid«, sagt er, während er sich schwerfällig auf einen der niedrigen Schemel niederlässt. »Hab ich recht, Hoheit?«

»Allerdings«, knurre ich. »Das eben ... Das war *lächerlich*! Ich habe ihn mit zwei Schlägen entwaffnet und zur Aufgabe gezwungen. Zwei Schläge! Was wird erst passieren, wenn er in einer echten Schlacht kämpfen muss, in der Menschen um ihn herum sterben? Ich kann mir nicht vorstellen, dass er tapfer bis zum bitteren Ende dem Feind gegenüberstehen würde.«

Der Hauptmann nimmt meinen kleinen Ausbruch mit einem Nicken zur Kenntnis. »Ich stimme Euch in allen Punkten zu, Prinzessin, doch bedenkt, dass Ihr einige Jahrzehnte Trainingsvorsprung habt. Die Männer sind jung und haben allesamt noch keinen echten Kampf gesehen. Ich trainiere nur die neuen Soldaten. Sobald sie das Grundtraining durchlaufen haben, ist ein anderer Veteran für sie zuständig. Aber Ihr müsst verstehen, dass die Rekruten nicht aus demselben Holz geschnitzt sind wie ich oder gar Ihr.«

»Und das soll eine Entschuldigung sein?«

»Nein, soll es nicht. Es ist die Wahrheit.«

Ich schnaube durch die Nase. »Dann kann ich froh sein, dass ich mich selbst zu verteidigen weiß und mein Leben nicht in den Händen dieser Stümper liegt. Wahrscheinlich sollte ich glücklich darüber sein, dass mein Partner das Schwert am richtigen Ende gepackt hat, nicht wahr?«

Der Hauptmann gluckst. »Ich hätte schwören können, dass die Männer genau dasselbe über Euch gedacht haben, als Ihr plötzlich auf dem Platz erschienen seid. So kann man sich irren. Der Wurf mit dem Dolch war erstklassig, aber mit der Peitsche seid Ihr ...« Er zuckt mit den Schultern. »So etwas habe ich noch nicht gesehen. Ich habe überhaupt noch nie jemanden gesehen, der diese Waffe so zu führen wusste wie Ihr.«

Ich nicke knapp. »Ich hatte einen guten Lehrer.«

»Ich weiß, von wem Ihr sprecht. Die Schwarzen Ritter gelten unter uns alten Soldaten noch immer als Legende. Ihr Kommandant, Ritter Gylbert, soll unvergleichlich geschickt mit dem Schwert gewesen sein. Leider hatte ich nie die Gelegenheit, ihm persönlich zu begegnen. Ich bin bei Weitem nicht so talentiert wie Ritter Gylbert oder Lady Layla, aber ich tue, was ich kann. In ein paar Monaten wird auch dieser Trupp besser in Form sein und seine Aufgabe erfüllen.«

Ich beschränke mich darauf, den Mund zu halten und nur die Augenbrauen hochzuziehen. Der Hauptmann selbst mag ein Kämpfer sein, aber ich bezweifle, dass er dazu geeignet ist, Soldaten auszubilden. Als ich jünger war und von mir noch nicht erwartet wurde, mich wie eine Prinzessin zu geben, durfte ich zusammen mit meinem Bruder trainieren, der von zwei kampferprobten Hochelfen ausgebildet wurde. Ihr Training war mörderisch – aber überaus effektiv. Alles, was ich kann, habe ich von Gylbert und Layla erlernt, und sie waren es auch, die mein Talent mit eher ungewöhnlichen Waffen erkannten und förderten.

»Hättet Ihr vielleicht Interesse daran, mich beim Training zu unterstützen?«, fragt er aus dem Nichts heraus. »Ich muss zugeben, dass ich vorhin, als Ihr zum Trainingsplatz kamt, skeptisch war. Zwar habe ich davon gehört, dass auch Ihr im Waffenkampf unterrichtet wurdet, aber ich hatte keine Ahnung, dass Euer Training so weit fortgeschritten war. Ich würde mich freuen, einen talentierten Kämpfer wie

Euch an meiner Seite zu haben. Ich kann schließlich nicht überall sein, und die Männer würden sich sicher freuen, eine solche ... Augenweide unter ihnen begrüßen zu dürfen.«

»Ich werde ihnen das Fürchten lehren, das ist Euch hoffentlich klar«, sage ich, muss aber ein Schmunzeln unterdrücken. Insgeheim freut es mich, dass er mich gefragt hat, und es wäre eine Lüge, zu behaupten, dass es mir keinen Spaß machen würde, die verweichlichten Soldaten zu triezen. »Sie werden nie wieder eine Frau mit solchen Blicken betrachten, wie sie mich heute angesehen haben. Sie werden es nie wieder wagen, eine Frau zu unterschätzen.«

Der Hauptmann nickt. »Und das ist gut so. Schon vor hundert Jahren waren die besten Kämpfer aufseiten der Elfen Frauen, das erzählt man sich heute noch. Es ist von Vorteil, wenn auch unsere Generation wieder daran erinnert wird, dass Frauen zu mehr gut sind, als Haus und Herd zu hüten. Ihr, Prinzessin, seid ein leuchtendes Beispiel, ebenso wie unsere Königin.«

Ich versteife mich, als die Sprache auf die verhasste Gefährtin meines Bruders kommt, doch der Hauptmann scheint es nicht zu bemerken.

»Ich habe sie einmal kämpfen sehen«, erzählt er und seine Miene nimmt einen verzückten Ausdruck an. »Ich sah, wie sie Magie zwischen ihren Händen beschwor und sie anschließend entfesselte. Und die Waffe, mit der sie kämpfte, war sehr ungewöhnlich. Wie hieß die doch gleich?«

»Ihr meint die Schwertlanze«, speie ich hervor.

»Schwertlanze! Ganz genau! Ich habe seitdem nie einen anderen Kämpfer gesehen, der diese Waffe benutzt hat. Aber die Königin ist damit genauso talentiert, wie Ihr im Umgang mit der Peitsche seid.«

Ich presse fest die Lippen zusammen, um ihn nicht anzuschreien, dass er seine unangebrachten Vergleiche lassen soll. Fye ist eine Stümperin, wenn es um Waffen geht. Sie hat keinerlei Talent, und wäre ihre Mutter nicht die verdammte Elfenkönigin gewesen, würde sie nicht einmal mit Magie umzugehen wissen. Es ist eine Beleidigung, mit ihr auf eine Stufe gestellt zu werden. Bevor sie meinen Bruder

getroffen hat, hat sie sich mit abgebrochenen Ästen und Stöcken verteidigt. *Stöcken!*
Und mit so etwas werde ich verglichen!

Es kostet mich meine gesamte Willenskraft, um mir meine Wut nicht anmerken zu lassen, und ich bemühe mich, schnell ein anderes Thema anzuschneiden. »Welche Aufgabe gedenkt Ihr mir zu übertragen?«

»Ich denke, wir beginnen damit, dass Ihr das tägliche Training überwacht und die Soldaten auswählt, die noch besondere Aufmerksamkeit brauchen.«

Ich nicke. Damit bin zufrieden, zumindest vorerst. Er will sehen, ob ich nicht nur geübt mit Waffen bin, sondern auch beurteilen kann, wenn jemand seine Sache nicht gut macht. An seiner Stelle würde ich ganz genauso vorgehen.

Gerade als ich mich von ihm verabschieden und mich zurückziehen will, hält er mich auf. »Vielleicht solltet Ihr morgen ... etwas weniger ... aufreizende Kleidung anziehen, Mylady.«

»Soll ich etwa eine Rüstung tragen, in der ich mich kaum bewegen kann?«
Als der Hauptmann zu einer Entgegnung ansetzt, hebe ich schnell die Hand, um ihn zu unterbrechen. »Haben Eure Männer schon einmal gegen die Elfen gekämpft, Hauptmann? Nein? Dann lasst Euch sagen, dass die Kriegerinnen, vor allem die Zauberinnen, weitaus weniger am Leib tragen als ich, damit sie ihr Medium, das ihre Magie verstärkt, schneller durch die Haut aufnehmen können. Sollen Euren Männern etwa die Augen aus dem Kopf fallen, wenn sie zum ersten Mal auf dem Schlachtfeld einer Magierin gegenüberstehen?«

»Medium?«, fragt der Hauptmann.

Ich rolle mit den Augen, ehe ich erkläre: »Jedes Volk der Elfen kann Magie wirken. Dazu benötigen sie eine Quelle, die wir als Mana bezeichnen. Um an dieses Mana zu gelangen, bedienen sich die Elfen eines Mediums, das sie mit Kraft versorgt. Welches Medium benutzt werden kann, hängt von der Art der Elfen ab. Die Magie der Dunkelelfen beispielsweise ist besonders stark bei Nacht oder an dunklen Orten, während sie tagsüber nahezu unbrauchbar ist. Waldelfen bedienen sich der Natur um sie herum. Nur Hochelfen sind dazu in der Lage, andere Elfen als ihr Medium zu benutzen und sie sozusagen auszusaugen.«

Ich erinnere mich mit einem Schaudern daran, wie die letzte Elfenkönigin sämtliche Magie aus Gylbert herausgezogen hat. Es sah unglaublich schmerzhaft aus, wie er sich krümmte, den Mund zu einem tonlosen Schrei geöffnet, obwohl Jocelyn nur eine Hand auf seinen unbedeckten Arm gelegt hatte.

»Während eines Kampfes ist es wichtig, dass die kämpfende Elfe ständig mit neuem Mana versorgt wird«, fahre ich fort. »Ihr Medium nimmt sie am besten direkt über die Haut auf, weshalb sich Elfenkrieger meistens nur spärlich bekleiden.«

»Und was ist mit unserer Königin?«, fragt er. »Welches Medium benutzt sie?«

Ich schlucke eine spitze Bemerkung hinunter und antworte: »Keines. Schließlich ist sie nur eine Halbelfe. Da sie keine Volkszugehörigkeit hat, besitzt sie auch kein Medium, das sie im Falle eines Kampfes nutzen kann, und muss auf die Manavorräte in sich zurückgreifen, die aber früher oder später zur Neige gehen.«

Der Hauptmann brummt etwas Unverständliches, ehe er hinzufügt: »Ich denke nicht, dass wir in unserer Generation noch einmal gegen die Elfen ins Feld ziehen. Immerhin ist ihre Königin nun auch die unsere.«

Meine Augen verengen sich zu Schlitzen und ein Grollen braut sich in meiner Brust zusammen. »Seid Euch da nicht so sicher, Hauptmann. Seid Euch nicht so sicher.«

Ehe ich mich noch um Kopf und Kragen rede, verabschiede ich mich und verlasse die Hütte. Draußen bleibe ich stehen, um tief durchzuatmen. Warum habe ich das gesagt? Wollte ich ihm Angst machen? Nein, das ist es nicht. Ich glaube selbst an das, was ich gesagt habe. Nur weil die Halbelfe ihre Königin ist, bedeutet das nicht, dass alle Elfen plötzlich friedlich nebeneinanderher mit uns leben. Zwar waren Kriege auch früher nicht an der Tagesordnung, aber gerade in Grenzgebieten kam es häufiger zu Übergriffen. Ich erinnere mich an einige Fälle, in denen mein Vater und Vaan zu unseren Grenzen reisen mussten, um zwischen Bauern, die ihre Felder in die Gebiete der Waldelfen verlagert haben, und dem aufgebrauchten Elfenvolk zu vermitteln. Leider ging es nicht immer friedlich aus.

Das Kribbeln in meinen Fingerspitzen und der dunkler werdende Himmel erinnern mich daran, dass ich mich sputen muss. Um nichts in der Welt möchte ich meine Trainingskleidung durch eine Verwandlung ruinieren, und die Zeit drängt. Nur noch spärlich kann ich den Lichtstreif am Horizont erkennen.

Ich werde es nicht mehr schaffen, mich umzuziehen und in den Wald zu gehen, also beschließe ich, heute Nacht im Schloss zu bleiben. Früher habe ich das oft gemacht, aber es gibt mehrere Gründe, warum ich davon abgekommen bin. Einer ist die Tatsache, dass ich es nicht länger als nötig in Vaans und Fyes Nähe aushalte, doch das ist nicht alles. Als ich erkannt habe, dass meine andere Gestalt leichter zufriedenzustellen ist, wenn ich mich draußen herumtreibe, bin ich dazu übergegangen, die Nächte im Wald zu verbringen.

Auf meinem Weg zurück begegne ich nur einigen Wachen; die restliche Dienerschaft hat sich bereits zurückgezogen. Ein latentes Ziehen in meiner Brust sagt mir, dass der Waldelf heute wieder für kurze Zeit ins Schloss zurückgekehrt ist. Zu meinem Glück hat mich das Training so beschäftigt, dass ich nicht eine Sekunde an ihn gedacht oder das Ziehen so stark wie sonst gespürt habe. Hoffentlich wird meine neue Aufgabe mich auch die kommende Zeit von dem Chaos in meinem Kopf ablenken und mir dabei helfen, ihm aus dem Weg zu gehen. Solange er nicht mit meinem Bruder oder der Halbfelfe spricht, wird er keinen Zugang zum Trainingsbereich, der hinter der Burg liegt, bekommen. Ich wäre vor ihm sicher und müsste nicht mehr in der Angst leben, ihm zufällig über den Weg zu laufen.

Das Abendessen habe ich verpasst, doch mein knurrender Magen lässt mich einen Umweg über die Küche machen. Das nervtötende Ziehen in meiner Brust wird stärker, obwohl ...

»Prinzessin«, höre ich seine tiefe Stimme hinter mir, und ich ramme die Füße in den Boden. Mich umzudrehen, wage ich nicht, sondern suche gleich nach einem Fluchtweg. Wie konnte ich so dumm sein und ihn nicht bemerken? Warum wurde er nicht schon längst aus dem Schloss geworfen? Um diese Uhrzeit dürften keine Abgesandten mehr hier sein ...

Wie jedes Mal, wenn er in meiner unmittelbaren Nähe ist, ergeben nicht einmal meine Gedanken einen Sinn. Ich sehe den verzweigten Weg vor mir, den ich nehmen könnte, um ihm zu entgehen, aber ich kann meine Beine nicht dazu überreden, sich zu bewegen. Es ist, als hätte mein Körper ohne meine Zustimmung beschlossen, sich nicht von der Stelle zu rühren.

Ich fühle seine Präsenz hinter mir, spüre seinen warmen Atem in meinem Nacken, der einige Strähnen, die sich aus dem Zopf gelöst haben, nach vorne pustet und mir eine Gänsehaut beschert. Ich stelle mir vor, wie sein Blick an meinem Rücken hinabgleitet und meinen Aufzug mustert, ehe er wieder nach oben zurückkehrt. Der Gedanke ruft ein seltsames Kribbeln in meinem Bauch hervor.

»Solltet Ihr nicht längst auf dem Weg nach draußen sein?«, fragt er nach einer gefühlten Ewigkeit. »Immerhin wird es bald Nacht.«

»Ich habe beschlossen, die Nacht im Schloss zu verbringen«, presse ich hervor. Selbst das Sprechen bereitet mir Schwierigkeiten.

In meinem Kopf bilden sich einige weitere Erwiderungen, die ich ihm gerne an den Kopf werfen würde. Zum Beispiel, dass es ihn einen feuchten Dreck angeht, warum ich noch hier bin, und dass er sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern soll. Dass er endlich aufhören soll, meine Nähe zu suchen. Doch nichts davon kommt über meine Lippen. Stattdessen hülle ich mich in Schweigen und bete stumm darum, dass er verschwindet.

»Haltet Ihr das für eine gute Idee? Wird das Eure ... andere Gestalt nicht zu sehr einengen?«

»Nein, wird es nicht«, sage ich schnell und schaffe es endlich, einen Schritt von ihm wegzumachen. »Diese andere Gestalt, von der Ihr da sprecht, das bin immer noch ich. Und wenn ich beschließe, im Schloss zu bleiben, dann ist das meine Sache.«

»Verzeiht, ich wollte Euch nicht kränken. Ich versuche nur, mich mit Euch zu unterhalten.«

Gegen jede Vernunft drehe ich mich um und schaue zu ihm auf. Ich weiß bereits in dem Moment, in dem ich mich ihm zudrehe, dass es ein Fehler ist, doch

erneut ist mein Verstand ein Gefangener meines Körpers. Ein Zustand, den ich zutiefst verabscheue, denn es fühlt sich so an, als könne ich nichts weiter tun, als hilflos danebenzustehen, während ich mir selbst dabei zusehe, wie ich ins Verderben renne.

Mein Zorn auf mich selbst verraucht, als ich in sein Gesicht schaue und ehrliche Sorge in seiner Mimik erkenne. Kurz flackert etwas in meiner Brust auf, etwas Warmes, aber ich gebe mir alle Mühe, es zu unterdrücken. Ich will nicht, dass er mich so ansieht. Ich will nicht, dass er mich *überhaupt* ansieht!

»Wenn Ihr mich jetzt entschuldigt«, murmle ich, als ich mich von seinem Anblick losreißen kann. »Wie Ihr bereits sagtet, es wird bald Nacht.«

Ich habe noch keinen Schritt gemacht, als seine Hand vorschießt und sich um meinen Unterarm legt. Sein Griff ist leicht – wenn ich es darauf anlegen würde, könnte ich mich jederzeit mit einer Bewegung befreien. Warum tue ich es dann nicht? Warum lasse ich zu, dass er mich erneut zurückhält?

»Ich ...« Er schluckt hörbar, als er mir dabei zuschaut, wie ich zuerst auf seine Hand an meinem Arm und anschließend in sein Gesicht starre. Er sieht die Wut, die in mir brodelt, und denkt, sie richtet sich gegen ihn. Aber damit liegt er falsch. Es gibt nur einen, auf den ich wütend bin: auf mich selbst. »Ich dachte, es würde Euch vielleicht gefallen, wenn ich Euch die Nacht über Gesellschaft leisten und Euch etwas mehr als nur den Rand des Waldes zeigen könnte. Es gibt einige schöne Ecken, die Ihr noch nicht entdeckt habt.«

Es kostet ihn Überwindung, sein Angebot bis zum Ende vorzubringen, denn mit jedem Wort verengen sich meine Augen mehr und mehr zu Schlitzern.

»Erinnert Ihr Euch noch an letzte Nacht?«, frage ich eisig, ohne meinen Blick von ihm abzuwenden.

»Wie könnte ich sie vergessen?«

Kurz blinzele ich, weil seine Worte sich wie ein wohltuender Schleier über meine Wut legen, doch ich unterdrücke das Gefühl. »Dann wisst Ihr vielleicht noch, welche Schmerzen mir die Verwandlung bereitet hat. Wie ich geschrien habe, als mein Körper über längere Zeit und qualvoller als jemals zuvor

auseinandergerissen wurde.« Er wird merklich blasser bei den Bildern, die meine Worte heraufbeschwören, und für einen kurzen Moment zittert die Hand, die noch an meinem Arm liegt. »Und das ist ganz allein Eure Schuld.«

»M-Meine Schuld? Aber ... Wie kann ich ...«

Mit einem Ruck befreie ich meinen Arm, solange ich noch klar denken kann und mich nicht erneut von ihm einlullen lasse. »Das kann ich Euch nicht erklären. Glaubt mir aber, wenn ich Euch sage, dass ich mich besser fühle, wenn Ihr *nicht* zugegen seid.«

Sichtlich getroffen, macht er einen Schritt zurück.

»Ich ... Es lag mir fern, Euch irgendwie Schmerzen zuzufügen. Ich dachte nur, dass es Euch gefallen würde, wenn ich Euch nachts begleite, um Euch die Zeit zu vertreiben. Ihr kamt mir so ... verloren und einsam im Wald vor. Bitte verzeiht, wenn ich mit dieser Annahme falschlag.«

Mit fest zusammengepressten Lippen macht er auf dem Absatz kehrt und flieht regelrecht den Gang entlang. Fassungslos starre ich ihm nach, drauf und dran, ihn zurückzuhalten. Aber warum? War es nicht genau das, was ich erreichen wollte? Er geht, und er wird so bald nicht wieder meine Nähe suchen. Alles ist so, wie ich es mir gewünscht habe. Ich müsste mich freuen. Doch mein Herz, das sich anfühlt, als würde es von einer unsichtbaren Hand zerquetscht werden, ist da anderer Ansicht. Mit jedem Schritt, den er sich von mir entfernt und der zwischen den engen Wänden widerhallt, nimmt das Engegefühl in meiner Brust zu, bis ich nicht mehr in der Lage bin, normal zu atmen.

Was ist nur los mit mir?

»Ayun, wartet!«, rufe ich, als ich glaube, ersticken zu müssen.

Ich presse beide Hände auf meine Brust, spüre das ungewohnt abgehackte Schlagen meines Herzens unter meinen Handflächen und ringe nach Luft. Als ich den Blick hebe, sehe ich, dass er stehen geblieben ist und sich zu mir umgedreht hat.

Wenn er noch einen Schritt von mir wegmacht, dann ... dann weiß ich nicht, was mit mir passieren wird.

Es fühlt sich bereits an, als würde mir mein Herz aus der Brust gerissen werden. Hinzu kommt das Kribbeln in meinen Gliedmaßen, das die bevorstehende Verwandlung ankündigt. Es wird unerträglich werden, wenn ich jetzt meine Gestalt ändere. Es würde mich nicht nur körperlich zerreißen.

Meine Beine beginnen zu zittern, und ich muss mich mit einer Hand an der Wand abstützen, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

»Es ... Es tut mir leid, was ich gesagt habe.« Meine Stimme ist nicht mehr als ein schwaches Keuchen, und die Worte kommen nur abgehackt aus meinem Mund hervor.

Mit schnellen Schritten ist er bei mir, umfasst meine Taille und hilft mir zurück in eine aufrechte Position. Er streicht mir mit einer Hand das Haar aus der schweißnassen Stirn, während ich nichts anderes tun kann, als auf die steile Falte zu starren, die sich zwischen seinen zusammengezogenen Augenbrauen gebildet hat.

»Kann ich irgendwas für Euch tun? Bitte sagt mir, was ich tun soll!«

Kraftlos lasse ich meinen Kopf nach vorne gegen seine Schulter sinken. Das Ziehen in meiner Brust ist verschwunden und ich kann endlich wieder normal atmen, aber mein Körper ist so ausgelaugt, als wäre ich den ganzen Tag über den Trainingsplatz gerannt. Nein, eigentlich geht es weit über körperliche Anstrengung hinaus. Es ist eher so, als wäre mir meine ganze Kraft entzogen worden, und ich wäre nichts weiter als eine leere Hülle.

»Mein Zimmer ... Bitte bringt mich auf mein Zimmer«, murmle ich.

Ohne dass ich ihn um seine Hilfe bitten muss, legt er eine Hand unter meine Knie, die andere an meinen Rücken, hebt mich hoch und presst mich an sich. Sein würziger Duft nach Wald, Moos und Holz wirkt beruhigend, so beruhigend auf mich, dass ich meine Wange an seine Brust schmiege und die Augen halb schließe.

Ich bekomme nur am Rande mit, wie er durch die Burg eilt. Einige Wachen werfen uns besorgte Blicke zu und ich hoffe, dass sie nicht sofort zu meinem Bruder laufen, um ihm davon zu berichten. Doch niemand hält uns auf. Sehe ich wirklich so schlecht aus, dass sie ihm gestatten, unbehelligt durch die Burg zu laufen? Und warum kennt er sich hier überhaupt so gut aus? Mir ist bewusst, dass

er den direkten Weg zu meinem Zimmer kennt, aber von der Küche aus, die sich im Keller befindet, hätte ich nicht gedacht, dass er immer den richtigen Korridor wählt.

So schwungvoll, dass sie nach hinten gegen die Wand knallt, stößt er die Tür zu meinem Zimmer auf und legt mich behutsam auf die Matratze, ehe er sich umdreht, um die Tür wieder zu schließen. Für einen Moment genieße ich die weiche Vertrautheit meines Bettes, bevor ich mich auf die Unterarme stütze und meine Füße über den Bettrand auf den Boden stelle.

»Ihr solltet liegen bleiben.« Ohne dass ich ihn davon abhalten kann – oder will, was ich aber einzig und allein auf meine momentane Schwäche schiebe! –, greift er nach meiner Hand. Federleicht fährt sein Daumen über meinen Handrücken, und diese winzige Berührung dämpft das Zerren, das bereits vom Rest meines Körpers Besitz ergriffen hat. Wie gern würde ich seiner Aufforderung nachkommen, mich hinlegen, die Augen schließen und einfach schlafen, wie jeder normale Mensch es nachts tut.

Aber ich bin nicht normal.

»Geht zur Tür, schiebt den Riegel vor und dreht Euch nicht zu mir um«, weise ich ihn an.

Verdutzt schaut er mich an, bevor er meine Hand loslässt und zur Tür geht. Erst als ich das Klacken des Riegels höre, atme ich tief ein und stehe auf. Den Rücken zu ihm gedreht beginne ich, die Schnüre meines Wamses zu lösen. Ich muss mich beeilen, doch meine Finger zittern so sehr, dass ich ständig von vorne muss. Meine Muskeln zucken bereits unkontrolliert und ich werde mich nicht mehr lange auf den Beinen halten können, doch um nichts in der Welt will ich meine Kleidung ruinieren. Zu sehr freue ich mich auf das tägliche Training und auf die Aufgabe, die ich endlich habe.

»Prinzessin, solltet Ihr nicht ...«

»Nicht umdrehen!«

Mit schweißnassen Händen streife ich die Hose ab und ziehe mir das Hemd über den Kopf. Das Rascheln meiner Kleidung und meine stoßweise gehenden

Atemzüge sind das einzige Geräusch im Zimmer, abgesehen von meinem wie wild klopfenden Herzen.

Die Kälte des Steinbodens kriecht meine Beine hinauf und nistet sich in meinem Körper ein, sodass ich die Arme um mich schlinge, um mich zumindest etwas warm zu halten. Anschließend schiebe ich mit dem Fuß den unordentlichen Kleiderhaufen so weit weg wie möglich, um während der Wandlung nicht doch versehentlich etwas zu zerstören.

»Egal, was Ihr hört: Dreht Euch erst um, wenn es vorbei ist«, sage ich, den Blick starr auf die Wand vor mir gerichtet.

Nur zu gern würde ich über meine Schulter schauen und mich vergewissern, ob er sich an das, was ich ihm aufgetragen habe, gehalten hat, doch ich wage es nicht. Was, wenn er zu mir schaut? Mit falscher Scham bin ich zwar nicht gesegnet – ein notwendiges Übel, wenn man sich von klein auf jede Nacht verwandelt und am Morgen nicht gleich frische Kleidung zur Verfügung hat –, aber der Gedanke daran, dass *sein* Blick über meine Haut wandert, lässt mich trotzdem nervös werden. Das ist unsinnig, vor allem, wenn ich bedenke, dass er gestern Nacht bereits bei meiner Rückverwandlung dabei war und mich im Arm gehalten hat, als ich wieder menschliche Züge annahm.

»Kann ich etwas tun, um es Euch ... zu erleichtern?«, fragt er.

»Nein, da muss ich alleine durch. Normalerweise ist es nicht so schlimm wie gestern Nacht.«

»Was war gestern Nacht anders?«

Ein paar quälende Atemzüge lang denke ich darüber nach, einfach nicht zu antworten und stattdessen darauf zu warten, dass die Verwandlung endlich einsetzt und mich davor bewahrt, es aussprechen zu müssen. Das zerrende Gefühl in meinen Gliedmaßen und das Zittern meiner Muskeln wird nimmt zwar zu, aber noch spüre ich nicht das Reißen, das meinen Körper verändert.

»Ihr«, sage ich daher leise, fast flüsternd, als hoffte ich, dass er mich nicht versteht.

»Sollte ich dann nicht lieber gehen?«

»Nein!«

Reflexartig wirble ich halb zu ihm herum, um ihn davon abzuhalten, durch diese Tür zu gehen. Jeder Schritt, jede noch so kleine Entfernung würde es mir nur schwerer machen. Mit aufgerissenen Augen erkenne ich, dass er sich ebenfalls umgedreht hat, und fester als nötig presse ich meine Arme gegen meinen Oberkörper, um mich zu bedecken.

Mit leicht geöffnetem Mund schaut er mich an, sodass ich schnell den Blick senke und mich wieder umdrehe. Meine Wangen brennen vor Scham und Verlegenheit, Gefühle, die mir eigentlich völlig fremd sind. Ich bin über einhundert Jahre alt. Er ist bei Weitem nicht der erste Mann, der mich nackt gesehen hat, und doch besteht zwischen uns eine Spannung, die ich nicht in Worte fassen kann. Sie knistert zwischen uns, wann immer wir uns in der Nähe des anderen befinden, und lässt mich Dinge denken und sagen, für die ich mir unter normalen Umständen selbst eine Ohrfeige verpassen würde.

Warum habe ich ihn dazu ermutigt, hierzubleiben? Aber ihm zu sagen, dass er gehen soll, schaffe ich nicht. Ich will, dass er hier ist, und es ist nicht so, dass seine Blicke mir unangenehm sind. Vielmehr sind es die Gefühle, die seine Nähe auslöst. Zu ungewohnt, zu ungewollt, und doch so stark, dass ich mich nicht dagegen wehren kann. Ist es nur, weil ich Angst vor den Schmerzen haben, die in meiner Brust toben werden, sobald er außerhalb meiner Reichweite ist? Oder ist es wegen der Verbindung, die wir beide haben, und die ich nicht akzeptieren will? Egal, auf was es hinausläuft, es wird mit Qualen für mich enden.

Ich zittere, was rein gar nichts mit der Kälte oder der bevorstehenden Verwandlung zu tun hat.

Als ich Schritte hinter mir höre, versteife ich mich noch mehr. Mein Herz klopft mir bis zum Hals und meine Atmung ist so flach, dass ich jederzeit damit rechne, einfach umzufallen. Wäre da nicht das Flattern von aufgebrachtten Schmetterlingen in meinem Bauch, könnte ich meinen, dass ich eine Panikattacke erleide.

Etwas legt sich um meine Schultern, und als ich endlich meine Hände davon überzeugen kann, danach zu greifen, merke ich, dass es weicher Stoff ist.

»Ihr friert«, murmelt er hinter mir, so nah, dass ich erneut seinen warmen Atem auf meiner Haut spüre.

Meine Hände klammern sich an den Stoff, der sich als eine der Decken von meinem Bett entpuppt, und ich schlinge diese so eng um mich wie nur möglich.

»Danke«, wispere ich.

Will die verdammte Sonne denn nicht bald mal hinter dem Horizont verschwinden? Noch nie habe ich so sehnhchst auf meine Verwandlung gewartet wie heute Abend, und das liegt nicht nur an der aufgeladenen Stimmung, die hier im Raum herrscht. Gestern habe ich mich gegen Ayruns Nähe gewehrt, habe mich gegen das gewehrt, was er womöglich ist, und als Folge hatte ich mit einer der schwersten Wandlungen meines Lebens zu kämpfen. Heute wehre ich mich zwar immer noch gegen das, was er vielleicht ist, aber ich akzeptiere seine Nähe. Ich habe ihn aus – mehr oder weniger – freien Stücken gebeten, bei mir zu bleiben, und ich habe beschlossen, mich ihm ein Stück weit zu öffnen, um zu sehen, was passiert. Wird die heutige Wandlung ebenso schmerzhaft werden? Oder wird es mir leichterfallen, meine menschliche Hülle abzustreifen, wenn ich mich nicht gegen ihn wehre?

Dass er hier ist, ist ein Experiment, dessen Ausgang ich nicht vorhersagen kann.

Als das letzte Sonnenlicht erlischt, jagt eine Schmerzwellen durch mich hindurch.

»Geht ein Stück zurück«, keuche ich. »Ich will Euch nicht versehentlich verletzen.«

Er tut wie geheißen, und stellt sich auf die andere Seite des Bettes, wie ich es im Augenwinkel bemerke. Nachdem ich weiß, dass er außerhalb meiner Reichweite ist, höre ich auf, mich gegen das Unvermeidliche zu wehren, und entspanne mich, so weit es mir möglich ist. Gleichmäßiges Atmen und der Gedanke an etwas Angenehmes sind die Geheimmittel, zu denen uns Mutter geraten hat, als mein

Bruder und ich unsere ersten Wandlungen durchlebten. Mich traf es einige Jahre vor Vaan, sodass ich bei ihm sein und ihm helfen konnte. Und nun fühlt es sich so an, als könnte Ayrun *mir* helfen.

Während ich mich auf meine Atmung konzentriere, spüre ich zwar, wie meine Knochen brechen und sich verschieben, um sich neu anzuordnen, aber der Schmerz, der mich gestern beinahe hat wahnsinnig werden lassen, bleibt aus. Es tut weh, doch es ist auszuhalten und nicht schlimmer als all die Jahre zuvor auch.

Als die Wandlung abgeschlossen ist, schüttele ich die Decke ab, die noch auf meinem Rücken liegt, und drehe mich um. Wie immer brauche ich einen Moment, um mich an meine geschärften Sinne zu gewöhnen: Ich versuche, mich nicht durch die aufgewirbelten Staubflocken oder die nächtlichen Geräusche, die aus dem Garten unter meinem Fenster heraufdringen, ablenken zu lassen. Stattdessen fokussiere ich meine Aufmerksamkeit auf den Waldelfen mir gegenüber. Ich nehme den raschen Pulsschlag an seinem Hals wahr, sehe seine leicht geblähten Nasenflügel und seine gerunzelte Stirn. Ich setze mich hin und lege den Kopf schief.

Ein Lächeln zupft an seinen Mundwinkeln, als er meine Geste bemerkt. »Geht es Euch gut?« Als ich nicke, sagt er: »Das sah ganz anders aus als gestern. Weniger ... schmerzhaft.«

Wieder nicke ich und würde gern ebenfalls lächeln, so erleichtert bin ich darüber, dass mich nicht die gleichen Qualen wie gestern Nacht heimgesucht haben. Ich weiß nicht, ob ich sie noch mal durchgestanden hätte.

Da ich nicht weiß, was ich sonst machen soll, beginne ich, auf und ab zu gehen. Es ist seltsam, ihn hier in meinem Zimmer zu haben.

»Was macht Ihr normalerweise nachts, wenn Ihr das Schloss nicht verlasst?«, fragt er, nachdem er mich eine Weile beobachtet hat. »Bleibt Ihr einfach hier? Ich kann Euch die Tür öffnen, wenn Ihr wollt.«

Ich schüttele den Kopf, springe aufs Bett, drehe mich ein paar Mal im Kreis und rolle mich dann zusammen.

»Ihr ... schlaft?«

Seine Stimme klingt ungläubig, und ich kann es ihm nicht verdenken. Aber tatsächlich bin ich so müde wie schon lange nicht mehr. Fast hätte ich die Augen geschlossen, als ein lautes Geräusch die Stille zerreißt: das Knurren meines Magens.

Ayrun blinzelt, bevor er schallend lacht, während ich beschämt die Ohren anlege. Immer noch glucksend, geht er zur Tür und schiebt den Riegel zurück. »Ich bin gleich wieder da«, sagt er über die Schulter und verlässt das Zimmer, ehe ich ihn irgendwie aufhalten kann.

Um diese Zeit als Fremder durch die Korridore zu wandern, kann für ihn gefährlich werden. Seit mein Bruder und die Halbfelge ein Kind haben, hat Vaan die Wachen verdoppelt, sodass Ayrun zwangsweise einer von ihnen über den Weg laufen muss. Da er jedoch die Tür hinter sich geschlossen hat, ist es mir unmöglich, ihm zu folgen, wenn ich nicht vorher die Tür zerstören will. Dadurch würde ich die Wachen erst recht auf ihn aufmerksam machen, also bleibt mir nichts anderes übrig, als aus dem Bett zu springen und unruhig im Zimmer umherzulaufen.

Gebannt lausche ich auf jedes Geräusch, das ich aufschnappen kann, und erst als ich seine mir bereits vertraute Schrittfolge höre, entspanne ich mich wieder. Umständlich schiebt er sich ins Zimmer, die Arme beladen mit allerlei Platten und Tellern.

»Eure Köchin ist wirklich sehr nett«, erzählt er, während er das Essen auf den Tisch stellt. »Sie hat mir mehr mitgegeben, weil Ihr das Abendessen verpasst habt.« Kurz mustert er mit gerunzelter Stirn die Speisenauswahl. »Ich dachte eigentlich, dass Ihr in dieser Gestalt rohes Fleisch essen würdet, aber die Köchin hat mich ausgelacht, als ich danach gefragt habe.«

Ein Glück ist Agnes, die gute Seele, bereits seit vielen Jahren unsere Köchin und kennt unsere Vorlieben. Rohes Fleisch war mir seit jeher zuwider, selbst wenn ich im Körper eines Tieres stecke. Ich spähe auf den Tisch und stupse mit der Schnauze einen Teller mit in Scheiben geschnittenen Braten an, den Ayrun mir kurz darauf auf den Boden stellt. Hungrig verschlinge ich den Inhalt, ohne genau zu schmecken, um welches Fleisch es sich handelt. Es kümmert mich nicht, Hauptsache, es schmeckt und fällt meinen Magen.

Lächelnd sieht der Waldelf mir dabei zu, wie ich einen Teller nach dem anderen leere, während er sich nur ein paar Scheiben Brot nimmt. Erst als ich meine plätzen zu müssen, wenn ich noch ein Stückchen esse, springe ich zurück aufs Bett und rolle mich ein. Ohne das nagende Hungergefühl spüre ich jetzt umso deutlicher die Müdigkeit, und wie von selbst fallen meine Augen zu, als ich den Kopf auf den Pfoten bette.

Dann fällt mir Ayrun wieder ein und ich öffne die Augen. Unschlüssig steht er neben dem Tisch und beobachtet mich. Ich weiß zwar, dass ich es bereuen werde, aber dennoch klopfe ich mit dem Schwanz auf die freie Seite neben mir. Es braucht zwei Anläufe und eine Kopfbewegung von mir, bis er versteht, was ich von ihm will. Er öffnet den Mund, um etwas zu sagen, schließt ihn jedoch wieder und beginnt, seine Stiefel auszuziehen. Aus halb geöffneten Augen beobachte ich, wie geschickt seine Finger dabei sind, die Schnüre zu öffnen, und wie von selbst stelle ich mir vor, wie es wäre, diese geschickten Finger auf mir zu spüren. Als er sein Wams abstreift und den Gürtel ablegt und mit nichts weiter als einem Hemd und einer Hose bekleidet ist, muss ich mehrmals gegen einen Kloß in meinem Hals schlucken.

Vor zwei Tagen habe ich alles Mögliche getan, um ihn von mir fernzuhalten, und jetzt steht er leicht bekleidet vor mir, während ich seinen Körper betrachte und er drauf und dran ist, im selben Bett zu schlafen wie ich. Die Tatsache, dass ich gerade im Körper einer Löwin stecke, ist dabei unerheblich. Was ist nur los mit mir? Warum lasse ich das zu? Und viel wichtiger ist die Frage: Warum gefällt mir das? Der bloße Gedanke, dass er gleich neben mir liegen wird, lässt mein Herz ins Stolpern geraten. Die Schmetterlinge, die ich am liebsten allesamt in einen Käfig sperren würde, sind wieder da und hindern mich daran, einen klaren Gedanken zu fassen. Ich kann ihm nur dabei zusehen, wie er langsam auf mich zukommt, höre das Tapsen seiner nackten Füße auf dem Steinboden und spüre seinen Blick auf mir. Mir entgeht nicht, wie viel Zeit er sich für die kurze Strecke lässt, um mir die Möglichkeit zu geben, meine Entscheidung zu überdenken, und genau das lässt mich meine Bedenken vergessen.

Dank meines sensiblen Gehörs entgeht mir nicht, wie schnell sein Herz schlägt, ebenso wie meines, als er sich auf die Bettkante setzt, die unter seinem Gewicht ein Stück nachgibt. Als er sich ausstreckt, stößt er ein leises Seufzen aus. Obwohl zwischen uns bequem eine weitere Person Platz hätte und wir uns nicht berühren, spüre ich seine Nähe und kann ihn riechen. Nichts weiter brauche ich, um in den beruhigendsten Schlaf abzudriften, den ich seit langer, langer Zeit habe.

Kapitel 6

Der nächste Morgen kommt zu schnell und zu plötzlich. Ein lautes Klopfen reißt mich aus einem Traum, an den ich mich nicht mehr erinnern kann.

Grummelnd vergrabe ich mein Gesicht tiefer ins Kissen und ziehe mir die Decke halb über den Kopf, aber das nervende Geräusch lässt sich nicht ausblenden. Wer ist denn da am frühen Morgen schon so ausdauernd?

»Giselle, bist du wach?«, kommt es zwischen zwei Klopfattacken gedämpft von draußen. Mein noch schlafendes Gehirn braucht eine Weile, um die Stimme meinem Bruder zuzuordnen. »Der Hauptmann sucht nach dir. Er murmelte etwas von einem Training, das du beaufsichtigen solltest.«

Training? Von was redet er da? Ach ja, ich habe den Rekruten gestern den Hintern aufgerissen, und der Hauptmann hat mich anschließend gebeten, ihn beim Training zu unterstützen. Aber niemand hat etwas davon gesagt, dass es so früh stattfinden muss ...

Schlaftrunken lasse ich meine Hand auf der Suche nach meiner Kleidung über das Bett wandern. Hier irgendwo muss ich meine Sachen doch hingelegt haben, bevor ich mich gestern Abend verwandelt habe ... Als ich gegen warme Haut stoße, erstarre ich. Finger legen sich um mein Handgelenk, während ich noch versuche, das, was sich gerade abspielt, zu verarbeiten. Ich reiße die Augen auf und begegne direkt Ayruns Blick, der genauso verwirrt dreinschaut wie ich. Seine Haare sind zerzaust, sein Hemd zerknittert und verrutscht, sodass seine halbe Brust entblößt ist. Aber immerhin hat er noch mehr an als ich ... Erst jetzt merke ich, dass ich die Nacht über näher an ihn herangerutscht sein muss – oder er an mich: Unsere Beine sind ineinander verschlungen und sein anderer Arm liegt unter meinem Rücken. Blut schießt mir in die Wangen, doch ich schaffe es nicht, mich zu bewegen, bin wie gelähmt angesichts dieser seltsamen Situation, die mich überfordert. So war das nicht geplant ...

»Kann ich reinkommen?«, ruft Vaan von draußen, und ohne meine Antwort abzuwarten, drückt er die Klinge herunter und betritt das Zimmer.

»Verdammt!«, ist das Einzige, was ich sagen kann, während ich hastig die Decke unter meine Achseln stopfe, um meinen nackten Körper notdürftig zu bedecken, und so weit wie möglich von Ayrun abrücke. Er versucht, aus dem Bett zu kommen, verfängt sich mit den Beinen jedoch in seiner Decke.

»Die Sonne ist bereits aufgegangen und ich dachte, dass du ... *ob*.«

Wie angewurzelt bleibt Vaan stehen, starrt erst zu mir, dann zu Ayrun, und anschließend wandert sein Blick wieder zurück zu mir. Schnell fahre ich mir mit den Fingern durch die Haare, um sie etwas zu entwirren. Zwecklos, ich weiß, aber irgendwas muss ich tun, damit meine Finger aufhören zu zittern.

»Ich will kein Wort hören, Vaan«, zische ich. »Kein. Einziges. Wort. Raus aus meinem Zimmer!«

Mein Bruder hat sichtlich Mühe, sich ein Grinsen zu verkneifen, bevor er sich umdreht und die Tür hinter sich schließt. Resigniert lasse ich den Kopf auf die angewinkelten Knie sinken und stoße hörbar den Atem aus. Das lief überhaupt nicht wie geplant. Aber was hatte ich eigentlich geplant? Schon als ich gestern Abend Ayrun dazu aufforderte, bei mir zu schlafen, wusste ich, dass es eine blöde Idee war. Trotzdem habe ich es getan, weil ich mir sicher war, dass die Schmerzen der Rückverwandlung mich rechtzeitig wecken würden, um ihn ungesehen aus der Burg zu schmuggeln. Stattdessen wache ich in meiner menschlichen Gestalt neben ihm auf, ohne zu wissen, wann ich mich zurückverwandelt habe. Und ausgerechnet an diesem Morgen muss es Vaan sein, der durch meine Tür kommt. Natürlich muss er es sein, wer denn auch sonst? Ich konnte genau sehen, welche Gedanken ihm durch den Kopf geschossen sind, als er Ayrun und mich bemerkt hat. *Jeder* würde das denken, aber ...

Aber so ist es nicht, verdammt noch mal!

Während ich noch damit beschäftigt bin, meine wirren Gedanken zu ordnen, ist Ayrun bereits vollständig angezogen und auf dem Weg zur Tür.

»Es tut mir leid, wenn ich Euch in Schwierigkeiten gebracht habe«, murmelt er sichtlich betreten, ohne mich dabei anzusehen. Allgemein vermeidet er es, in die Richtung meines Bettes zu schauen. »Ich werde die ganze Schuld auf mich nehmen, wenn es sein muss.«

»Wovon redet Ihr da?«

»Ich hätte nicht über Nacht allein bei Euch bleiben dürfen. Das ... gehört sich nicht.«

Überrascht schießen meine Augenbrauen in die Höhe. Meint er das ernst? Glaubte er wirklich, dass mir durch seine bloße Anwesenheit irgendein gesellschaftlicher Schaden entstanden sein könnte?

»Ayrun«, sage ich so ruhig wie möglich und warte, bis er mich ansieht. Immer wieder fliegt sein Blick in eine andere Richtung oder verweilt an einer Stelle hinter mir. »Ich bin über einhundert Jahre alt. Was glaubt Ihr, wie hoch stehen die Chancen, dass in dieser langen Zeit noch nie ein Mann mein Bett geteilt hat?« Ich lasse meine Worte einen Moment wirken, ehe ich sage: »Es gibt nichts, was Ihr Euch vorzuwerfen hättet. Ich werde meinem Bruder erklären, dass nichts vorgefallen ist, wenn Ihr das wünscht.«

»Und was wollt Ihr ihm genau sagen?«

Ich zuckte mit den Schultern und halte dabei die Decke fest. »Die Wahrheit. Dass Ihr mir gestern Abend etwas zu essen gebracht habt und dass es anschließend zu spät war, um Euch aus der Burg zu schicken.«

»Aber ich hätte nicht ...«

Schnell hebe ich die Hand, um ihn am Weitersprechen zu hindern. »Ich will kein Wort mehr davon hören. Wenn Ihr nun so freundlich wärt, mich allein zu lassen, damit ich mich anziehen kann ...«

»Natürlich«, murmelt er und öffnet die Tür. Ich erhasche einen Blick auf Vaan, der mit verschränkten Armen an der gegenüberliegenden Wand des Flurs lehnt und Ayrun mit einem schelmischen Grinsen begrüßt. Meine Hand schießt zum Kissen neben mir, und hätte Ayrun die Tür nicht so schnell wieder geschlossen, hätte ich das Kissen Vaan entgegengeschleudert. Sein dämliches

Grinsen kann er sich sonst wohin stecken! Ich hasse es, wenn er mich ansieht, als wüsste er genau, was in mir vorgeht. Nichts weiß er, *gar nichts!*

Als ich endlich allein bin, werfe ich die Decke von mir und klaube die wild verstreuten Kleidungsstücke vom Boden auf. Schnell schlüpfe ich die Trainingskleidung vom Vortag, wasche mir das Gesicht und kämme mein Haar, ehe ich es erneut zu einem Zopf flechte. Ich brauche drei Anläufe, bis ich meine Finger so weit unter Kontrolle habe, dass sie die richtigen Bewegungen ausführen. Nachdem ich meine Stiefel angezogen habe, atme ich tief ein und wappne mich darauf, die Tür zu öffnen. Ich muss nicht allwissend sein, um zu erahnen, dass Vaan noch immer dort steht und auf mich wartet, begierig darauf, mir sämtliche Details zu entlocken, oder mich mit ungewollten Ratschlägen zu überhäufen.

Und tatsächlich: Er erwartet mich in derselben Pose, die er bereits vorhin eingenommen hatte.

»Was willst du?«, frage ich, ohne stehen zu bleiben. Ich haste durch die Flure, um zum Training zu kommen, doch leider hält Vaan mühelos mit mir Schritt.

»Ist das nicht offensichtlich? Seit wann geht das schon so?«

»Ich habe keine Ahnung, wovon du redest.«

»Oh doch, Giselle, das weißt du ganz genau!« Er packt meinen Oberarm und wirbelt mich zu sich herum. »Warum redest du nicht mit mir? Du musst da nicht alleine durch. Ich weiß genau, was du ...«

»Nein!« Ich befreie meinen Arm mit einem Ruck und mache schnell einen Schritt nach hinten, damit er mich nicht gleich wieder packen kann. »Ich weiß, dass du mir nicht glauben wirst, wenn ich dir sage, dass es nicht so ist, wie es aussieht. Es ist *nichts* passiert. Ich wollte sehen, ob es an ihm liegt, dass meine Verwandlungen so schmerzhaft sind, also ist er bei mir geblieben.«

Vaans Augen verengen sich zu Schlitzen. »Du lässt niemanden in deine Nähe, wenn du dich verwandelst, seit ... seit *damals*. Du sagst, es sei dir peinlich, wenn dich jemand dabei sieht.«

Bei der Art, wie er ›damals‹ betont, knirsche ich mit den Zähnen, ansonsten hätte ich frustriert aufgeschrien. Ich weiß, auf was er anspielt, aber diese Nacht, die er meint, würde ich nur zu gerne aus meinem Gedächtnis verbannen. Die Nacht, als ich ihn zum ersten Mal gebissen habe. Die Nacht, als ich dachte, wir würden zusammengehören. Als es noch keine Gefährtin oder ein Königreich gab, über das er herrschen musste. Damals, als es noch hieß ›Wir zwei gegen der Rest der Welt‹. Wie falsch ich doch lag ...

»Das ist auch immer noch so. Es ist mir peinlich«, entgegne ich so gleichgültig wie möglich. »Deshalb war es auch ein Versuch, den ich nicht wiederholen werde.«

Vaan verschränkt die Arme vor der Brust. »Genauso, wie du eine Begegnung mit Ayrun nicht wiederholen wolltest?«

Ich schlucke eine spitze Erwiderung hinunter und drehe mich um. »Denk doch, was du willst. Aber ich habe es dir schon einmal gesagt: Es ist nicht das, wonach es aussieht.«

»Ich habe dich schon mit vielen Männern gesehen, Giselle. Doch bei keinem von ihnen warst du so ... zerstreut und darauf bedacht, dass niemand etwas Falsches denkt. Es war dir egal, wenn die anderen über dich redeten. Du hast dir die Männer genommen, die du haben wolltest, und innerhalb kürzester Zeit hast du sie wieder fallen lassen, ohne dich zu rechtfertigen oder fadenscheinige Erklärungen abzuliefern. Aber bei Ayrun ist es anders. *Du* bist anders, wenn es um ihn geht. Wie lange willst du es noch leugnen?«

»Es gibt nichts, das ich leugnen müsste«, sage ich. »Kümmere dich um deinen eigenen Kram und lass mich in Ruhe!«

»Du bist meine Schwester, und ich kann nicht einfach danebenstehen, wenn du selbst blind durch dein Leben läufst.« Vaan hebt beschwichtigend die Hände und macht einen vorsichtigen Schritt auf mich zu. »Ayrun ist nicht nur irgendein Waldelf. Er ist der gewählte Sprecher und Stellvertreter seines Volkes. Er ist angesehen und nicht auf den Kopf gefallen. Seine Leute schauen zu ihm auf und vertrauen seinem Urteil.«

»Was wird das? Versuchst du gerade, ihn mir schmackhaft zu machen? Du hast es doch eben selbst gesagt: Du weißt genau, wie ich mit Männern verfare. Er wird da keine Ausnahme bilden.«

»Doch, ich denke, das wird er. Aber lass uns deswegen nicht streiten. Der Grund, warum ich dich eigentlich aufgesucht habe, ist der, dass ich dich bitten wollte, dich morgen tagsüber zu verwandeln, damit du abends am Ball teilnehmen kannst.«

Ich verdrehe die Augen. »Ihr gebt schon wieder einen Ball? Etwa schon wieder wegen deines Kindes?«

»Nein, aber wo du es gerade erwähnst: Aeric würde sich sehr freuen, endlich mal seine Tante kennenzulernen. Glaubst du, uns ist nicht aufgefallen, wie du ihn meidest?«

»Ihr habt ihn ernsthaft nach unserem Vater benannt?«, frage ich ungläubig. »Hältst du das, angesichts der Ereignisse, nicht für ein bisschen fehl am Platze?«

Vaan mustert mich mit zusammengezogenen Augenbrauen. »Mein Sohn wurde nach seinen beiden Großvätern benannt, wie es der Brauch ist.«

»Ja, klar«, spotte ich. »Vor allem, weil deine Halbfelie ihren Vater auch kannte.«

»Vorsicht, Giselle.« Mir entgeht nicht das Knurren, das sich in seiner Brust zusammenbraut, und für einen kurzen Moment blitzt blanke Wut in seinen goldenen Augen auf. »Auch meine Geduld hat Grenzen. Ich bin nachsichtig mit dir, aber wenn du dich gegen meinen Sohn oder meine Gefährtin stellst, werde ich nicht mehr für dich Partei ergreifen. Hast du das verstanden?«

»Ist ja gut«, murre ich. »Ich komme morgen zu deinem Ball. Als Gegenleistung hörst du auf, dich in meine Angelegenheiten einzumischen.«

»He, ich bin nur *zufällig* immer der, der über euch beide stolpert. Glaub mir, ich bin nicht wild darauf, dich und Ayrun halb nackt im Bett vorzufinden.«

Ich beiße fest die Zähne zusammen und schlucke meinen Ärger über seine Bemerkung hinunter. Nach meinem Kommentar zum Namen seines Sohnes – den ich bis zu diesem Zeitpunkt gar nicht wusste, denn er hat mich nie interessiert –,

war Vaan schon wütend genug. Ich will mich nicht mit ihm streiten. Eigentlich will ich nichts weiter, als endlich zum Training zu gehen und meinen Frust an ein paar Außenstehenden auszulassen, bis ich abends kraftlos zurück in mein Zimmer krieche. Ich will mich so verausgaben, dass mir keine Zeit bleibt, auch nur einen Gedanken an den Waldelfen oder meinen Bruder zu verschwenden. Also sage ich zu, morgen zu dem Ball zu erscheinen. Vielleicht tut es mir ganz gut, ein paar alte Bekannte zu treffen, die mich ablenken.

»Ich werde morgen Abend da sein«, sage ich daher und wende mich ab.

»Zieh dir was Nettes an«, ruft Vaan mir grinsend hinterher.

Ich strecke ihm über die Schulter die Zunge raus.

#

Schon an meinem ersten Tag als Trainerin erscheine ich zu spät. Wäre es ein Rekrut gewesen, der zu spät einen Fuß aufs Gelände gesetzt hätte, hätte ich kurzen Prozess mit ihm gemacht. So bleibt mir nichts anderes übrig, als mich neben den Hauptmann zu stellen und das Training zu beobachten, bis es an der Zeit ist, die Partner zu wechseln.

Nach einem wirklich miesen Start ist das der Höhepunkt meines Tages. Ganz egal, wer der arme Kerl ist, der mir zugeteilt wird – ich werde ihn unangespitzt in den Boden rammen. Wenn ich mit ihm fertig bin, wird er nicht mehr auf den eigenen Beinen den Platz verlassen können. In mir tobt eine aufgestaute Wut auf meinen Bruder, auf mich selbst, auf die Halbfelfe und den Waldelfen und die ganze verdammte Welt, dass ich dringend ein Ventil brauche, um endlich wieder atmen zu können.

Der Junge, der mir gegenübersteht und mich aus großen Augen anstarrt, hat Mühe, sein Schwert zu halten. Auf seinen Wangen sehe ich einen weichen Bartflaum, der ihn noch kindlicher wirken lässt. Fast habe ich Mitleid mit ihm. Aber eben nur fast. In meiner Rechten halte ich die aufgerollte Peitsche und fahre mit dem Daumen am Leder entlang.

Als der Hauptmann uns auffordert, mit dem Training anzufangen, zieht mein Partner den Kopf zwischen die Schultern, als wolle er sich so klein wie

möglich machen. Es ist nicht zu übersehen, dass er am liebsten nicht hier wäre. Er fragt sich sicher, was er verbrochen hat, dass ausgerechnet er mir zugeteilt wird. Bereits gestern habe ich an einem seiner Kameraden ein Exempel statuiert, aber das bedeutet nicht, dass ich das heute nicht wiederholen würde. Nachdem ich einen der schlimmsten Morgen meines Lebens hinter mir habe, ist es mir egal, wer vor mir steht oder warum. Der Junge muss mir keinen Grund liefern, um mein Können zu zeigen.

Mit einem Kopfnicken bedeute ich ihm, dass er mich angreifen soll. Er zögert, stürmt dann aber doch nach vorne und schlägt mit dem Schwert nach mir. Er verfehlt mich um Armesbreite. Während ich ausweiche, strecke ich ein Bein aus, über das er stolpert und schreiend im Schlamm landet. Die Umstehenden stellen ihr Training ein und lachen ihren Kumpanen aus.

Ich brauche nur einen Blick, um sie alle zum Schweigen zu bringen. Anscheinend sieht man mir heute Morgen meine schlechte Laune an.

»Steh auf!«, rufe ich dem Jungen im Schlamm zu.

»Sähe es sehr unehrenhaft aus, wenn ich mich hier und jetzt ergeben würde?«, keucht er, das Gesicht immer noch halb im Dreck vergraben.

Seine Worte stacheln meine Wut nur noch mehr an. Wie soll ich diese Truppe auf Vordermann bringen, wenn sie das Training mit mir verweigern und es stattdessen vorziehen, aufzugeben? Ich hätte nicht wenig Lust, an dem Jungen vor mir im Schlamm zu demonstrieren, was ich von Feiglingen halte.

»Giselle«, sagt eine ruhige Stimme hinter mir, »lass ihn in Ruhe. Er hat genug für heute.«

Ich knirsche mit den Zähnen. Meine Finger krallen sich so fest um meine Waffe, dass sie schmerzen. Ohne bewusst den Entschluss zu fassen, wirbele ich herum, rolle die Peitsche aus und lasse sie durch die Luft knallen. Doch mein jetziger Gegner ist sehr viel geübter als der Junge, der bis eben im Schlamm lag und jetzt schnellstmöglich vom Platz flüchtet.

»Halt dich da raus, Vaan!«, zische ich. »Das hier geht dich nichts an.«

Was macht er überhaupt hier? Seit er selbst nicht mehr trainieren muss, ist er dem Trainingsplatz ferngeblieben. Zu viele schlechte Erinnerungen sind mit diesem Ort verwachsen, sagte mein Bruder einmal zu mir. Und es stimmt: Auch wenn Vaan im Gegensatz zu den Rekruten um mich herum ein Meister im Schwertkampf ist, so ist er dennoch längst nicht so gut wie ich. Es gibt nur einen Grund, warum er trotzdem gewinnt: Anders als ich, verlässt er sich auf seine andere Gestalt.

Die anderen Männer um uns herum flüchten ebenfalls, als Vaan und ich beginnen, uns zu umkreisen. Jeder einzelne Muskel in meinem Körper ist angespannt und jederzeit bereit zuzuschlagen. Nur ein kleiner Funke ist nötig, um das Feuer, das in mir brodelte, gänzlich zu entfesseln.

»Wenn du deine schlechte Laune an jemandem auslassen musst, dann suche dir wenigstens jemanden, der sich wehren kann«, sagt Vaan, und ich hasse ihn in diesem Augenblick noch ein bisschen mehr für seinen ruhigen, beinahe gönnerhaften Tonfall. Für seine Lässigkeit, die er an den Tag legt, während ich nichts lieber täte, als ihm die Augen auszukratzen. Ich weiß selbst nicht, warum es heute so schlimm ist, doch die unterschwellige Wut tobt schon seit Monaten in mir. Seit dem Zeitpunkt, als der Zauber der Halbelfe gebrochen wurde. Seit ich jeden Tag sehen muss, was ich niemals haben kann.

Und seit dieser vermaledeite Waldelf in mein Leben getreten ist.

Ich spüre das Ziehen in meiner Brust, doch es wird von der gleißenden Wut, die sich gegen meinen Bruder richtet, überlagert. Es ist mir egal, ob Ayrun noch immer in der Nähe ist, obwohl er heute Morgen beinahe aus meinem Zimmer geflüchtet ist. Es ist alles Vaans Schuld!

Und ich werde ihn dafür büßen lassen.

»Wie großzügig von dir, dich selbst als Gegner anzubieten, Bruder. So können die Jungs vielleicht noch etwas lernen.«

Obwohl er mehrere Meter von mir entfernt steht, höre ich, wie Vaan den Atem ausstößt. »Willst du das wirklich auf diese Weise klären, Giselle? Vor anderen?«

Anstatt ihm zu antworten, lasse ich die Peitsche vorschnellen, die sich sogleich um sein unteres Bein wickelt. Ehe er reagieren kann, reiße ich die Waffe zurück, wodurch er das Gleichgewicht verliert, sich aber im letzten Moment fangen kann und nur unfreiwillig auf die Knie sinkt. Ihn dort im Schlamm vor mir knien zu sehen, lässt ein breites Grinsen in meinem Gesicht erscheinen.

Seufzend befreit er sich von meiner Waffe und kommt auf die Füße. Als er mir den Rücken zudreht, verliere ich vollends die Nerven. »Wage es ja nicht, einfach zu gehen! Und wehre dich gefälligst!«

Vaan bleibt stehen, noch immer mit dem Rücken zu mir, und beginnt, sich Wams und Hemd von den Schultern zu streifen. Mit trockenem Mund starre ich auf das Muskelspiel, das sich mir bietet.

»Fye bringt mich um, wenn ich morgen zum Ball mit Blessuren auftauche«, murmelt er, als er sich die Stiefel auszieht. Nur in Hose bekleidet, dreht er sich wieder zu mir um.

Ich weiß, was er vorhat. »Du spielst nicht fair«, fauche ich, umfasse aber meine Waffe fester.

Mein Bruder zuckt nur mit den Schultern, bevor sein Körper erschauert, als würde er von Krämpfen geschüttelt werden. Im Gegensatz zu mir, vollzieht er seine Wandlung in atemberaubender Geschwindigkeit: Dort, wo eben noch ein Mann stand, steht nun ein Wolf mit rabenschwarzem Fell, den Blick aus blitzenden goldenen Augen auf mich gerichtet und das Nackenfell gesträubt. Ich höre erstauntes Gemurmel um mich herum. Es ist schon eine Weile her, seit Vaan in seine andere Gestalt geschlüpft ist, und auch jetzt macht er es nur, damit die Wunden, die ich ihm in meinem Zorn unweigerlich zufügen werde, in Windeseile verheilen.

Gegen seinen Wolf habe ich nicht den Hauch einer Chance; genau wie jeder andere, der nicht über Götterkraft verfügt, würde ich verlieren, wenn ich als Mensch gegen ihn kämpfe. Mir bleiben also zwei Möglichkeiten: Mich ebenfalls zu verwandeln und meine Löwin ihre Krallen in seinen Pelz schlagen zu lassen, oder meine Peitsche in den Schlamm zu werfen und aufzugeben.

Die gleißende Raserei, die den ganzen Tag schon anstelle von Blut durch meine Adern fließt, schreit mir zu, dass Aufgeben gar nicht erst infrage kommt. Mein Blick huscht nach links und rechts zu den Soldaten, die den Trainingsplatz säumen und darauf warten, dass wir ihnen etwas zu sehen bieten. Sie alle wissen, dass wir uns Kraft unseres Fluchs verwandeln können, und sie haben uns schon einige Male gesehen, aber normalerweise ziehen wir es vor, nicht am helllichten Tag vor Publikum unserem menschlichen Aussehen zu entschlüpfen. Mein Bruder und ich sind Nachtwandler – unsere Gestalt bei Dunkelheit zu ändern, fällt uns viel leichter als zu anderen Zeiten. Das heißt jedoch nicht, dass es uns unmöglich ist, uns zu wandeln, wann wir es wünschen. Für Vaan ist es sowieso einfacher geworden, seit er seine Gefährtin gefunden hat. Für mich ist es mit einem erheblichen Kraftakt verbunden, und ich weiß, dass die Verwandlung, wenn ich sie jetzt herbeirufe, genauso schmerzhaft werden wird wie vor zwei Nächten. Hinzu kommt, dass ich meine Klamotten ruinieren werde, denn anders als Vaan werde ich mich nicht vorher ausziehen!

Aber ... wenn ich mich jetzt weigere, gegen ihn zu kämpfen, werde ich den Respekt – oder die entgegengebrachte Angst – der Rekruten verlieren. Sie werden mich für einen Feigling halten, und bei allem, was recht ist – ich bin *kein* Feigling!

Aufgebracht schleudere ich meine Waffe von mir, während ich tief in mir nach dem Zerren suche, das mich jede Nacht heimsucht. Ich finde es verschlossen und befriedigt hinter meinem Herzen, jage es jedoch hoch und durch meinen Körper.

»Dafür schuldest du mir neue Kleidung«, knurre ich, bevor ich keuchend auf die Knie sinke.

Ich hasse es, mich tagsüber zu verwandeln. Abgesehen von den Gaffern, sind die Schmerzen bei einer willentlich herbeigeführten Wandlung nahezu unerträglich. Das Reißen, das nach Sonnenuntergang meinen Körper verändert, ist jetzt bei Tageslicht zu schwach, sodass es eine gefühlte Ewigkeit dauert, bis meine Umrisse sich verschieben und ich meine menschliche Gestalt abstreife. Meine

geliebte Trainingskleidung fällt in Fetzen neben mir in den Dreck, als sich Arme und Beine zu stämmigen, mit schwarzem Fell übersäten Läufen verändern.

Einzig und allein der Gedanke, meine Zähne in Vaan zu schlagen und mir dadurch etwas Luft zu machen, hält mich davon ab zu schreien. Das, und die über dreißig Schaulustigen, die mittlerweile Wetten auf eines der schwarzen Tiere abschließen, die sich auf dem Platz gegenüberstehen.

Ich zittere, als die Verwandlung endlich abgeschlossen ist, und fühle mich, als wäre mir sämtliche Kraft entzogen worden. Doch das lasse ich mir nicht anmerken. Ich schüttele die letzten Reste meiner Kleidung ab und stürme auf den Wolf vor mir zu. Im Sprung fahre ich die Krallen aus, verfehle mein Ziel jedoch um Haaresbreite. Im Schlamm finde ich nach meiner Landung kaum Halt und schlittere durch den Dreck, bis ich mit der Schulter gegen den Zaun krache, der den Platz abgrenzt. Der Schmerz, der durch meinen sowieso schon geschundenen Körper rauscht, lässt mich für einen Moment Sterne sehen, ehe ich mich wieder aufrappeln kann.

Anstatt mich anzugreifen, während ich außer Gefecht gesetzt bin, bleibt Vaan in der Mitte des Platzes stehen und wartet darauf, dass ich mich erholt habe. Er gibt mir die Zeit, die ich brauche, um wieder zu Sinnen zu kommen.

Und das macht mich nur noch wütender.

Die Gleichgültigkeit, mit der er diesen Kampf betrachtet, der für mich so wichtig ist – so herablassend, als wäre ich nichts als ein trotziges Kind, das in seine Schranken gewiesen werden muss. Wahrscheinlich bin ich das in seinen Augen auch. Er nimmt weder mich noch meine Wut ernst. Meine Probleme sind ihm völlig egal, ebenso wie ich mich jeden Tag, den ich in Eisenfels verbringen muss, fühle. Nichts davon kümmert ihn. Und selbst jetzt, als ich endlich die Möglichkeit habe, einen Teil meines aufgestauten Frusts loszuwerden, steht er einfach nur da und lässt es über sich ergehen. Versteht er nicht, dass ich *will*, dass er sich verteidigt und mir die Stirn bietet? Das, was wir hier machen, hat denselben Effekt, als würde ich in meinem Zimmer auf meine Kissen einschlagen.

Das Einzige, was ich tun kann, ist, ihn dazu zu zwingen, dass er die Sache ernst nimmt. Und wenn das bedeutet, dass ich ihn dafür ernsthaft verletzen muss, dann werde ich das tun.

Fauchend spurte ich erneut auf ihn zu, rechne diesmal damit, dass er mir wieder ausweichen wird und ziele daher genau in dieselbe Richtung, die er bereits beim letzten Mal gewählt hat. Mein Bruder war schon immer einfach zu durchschauen ... Ich erwische ihn mit einer vollen Breitseite und lasse meinen massigen Körper ungebremst gegen ihn krachen. Er gibt ein erschrockenes Japsen von sich, als er unter mir begraben wird. Noch ehe wir wieder im Dreck aufschlagen, habe ich die Krallen meiner Vorderpfoten in ihn vergraben. Sein Jaulen hallt zwischen den Steinmauern wider, die den Burghof umgeben, und klingt wie Musik in meinen Ohren. Knurrend schüttelt er mich ab, betrachtet einen Augenblick die blutenden Wunden an seiner Flanke, ehe er sich zähnefletschend mir wieder zuwendet.

Ich zeige ebenfalls meine Zähne, aber bei mir gleicht es wahrscheinlich eher einem schaurigen Grinsen. Endlich habe ich ihn so weit, dass er unseren Kampf ernst nimmt! Nichts anderes wollte ich damit bezwecken. Ihn wirklich zu verletzen, liegt mir fern. Vaan, oder besser der Kampf zwischen uns, dient mir als Ventil für den ganzen angestauten Frust der letzten Monate. Da er einer der Hauptverursacher ist, darf mein Bruder auch ruhig den größten Teil meiner Wut zu spüren bekommen!

Gerade als wir erneut – und diesmal ernsthaft! – aufeinander losgehen wollen, explodiert ein Feuerball zwischen uns und lässt uns ein paar Meter zurückspringen. Die Hitze versengt meine Schnurrhaare und ich reibe ein paar Mal mit meiner Pfote über die Schnauze, um die winzigen Funken zu vertreiben. Mein Blick huscht zum Eingang des Trainingsplatzes und kreuzt sich mit dem der Königin.

Natürlich muss *sie* es sein, die uns unterbricht.

Fye mustert uns aus zusammengekniffenen Augen, und mir entgeht nicht ihr trotzig vorgerecktes Kinn, als ich sie anfauche. Über ihrer rechten Hand tanzt ein

weiterer Feuerball, jederzeit bereit, erneut auf uns losgelassen zu werden. Der Drang, auf sie loszugehen, muss mir deutlich anzusehen sein, denn noch bevor ich den Gedanken zu Ende gedacht habe, stößt Vaan neben mir ein kehliges Knurren aus. Ebenso wie ich scheint er über die Unterbrechung nicht erfreut zu sein, doch während ich wütend bin, legt er die Ohren an, als er zu seiner Gefährtin aufsieht.

Wenn er gleich noch anfängt zu winseln, bleibt mir nichts anderes übrig, als ihm die Kehle durchzubeißen.

Durch eine Bewegung hinter Fye werde ich erst jetzt auf die weitere Person, die hinter ihr steht, aufmerksam. Mein Herz macht einen seltsamen Satz und für einen Moment verraucht der Zorn, der mich die letzten Stunden angetrieben hat. Zumindest solange, bis ich begreife, warum Ayrun dort steht. Ich hatte schon die ganze Zeit über das Gefühl, dass er in der Nähe sei. Sicherlich ist er sofort zu seiner Königin gerannt, als er gesehen hat, wie Vaan und ich unseren Kampf begonnen haben. Ich weiß nicht warum, aber das bittere Gefühl von Verrat nistet sich in meiner Brust ein.

Grollend wende ich mich ab und stapfe vom Platz. Meine Pfoten versinken im Schlamm, und die Soldaten gehen mir eilig aus dem Weg. Kurz denke ich darüber nach, in den Wald zu rennen, verwerfe das Vorhaben jedoch wieder. Ich habe keine Kleidung, und da ich nicht nackt die Stadt durchqueren will, sobald die Verwandlung abgeklungen ist, werde ich wohl oder übel zurück auf mein Zimmer müssen. Aber der Weg dorthin führt vorbei an Fye und Ayrun ...

Ich würde fluchen, wenn ich es in dieser Gestalt könnte. Stattdessen konzentriere ich mich darauf, den Rücken gerade und den Kopf oben zu halten. Um nichts in der Welt will ich so aussehen wie Vaan, der mich eher an einen geprügelten Hund erinnert. Ich habe nichts falsch gemacht und werde mich vor niemandem rechtfertigen.

Fye lässt mich nicht aus den Augen, als ich an ihr vorbeilaufe. Ich hasse diesen stechenden Blick, den sie mir immer wieder zuwirft, der mir deutlich macht, dass sie mir nur so weit traut, wie sie mich in dieser Gestalt werfen könnte. Nun,

das beruht auf Gegenseitigkeit. Ich bedaure es, dass sie die Gefährtin meines Bruders ist. Wäre es anders, wäre sie nicht mehr am Leben.

Als ich an ihr vorbeigelaufen bin, schaffe ich es wieder zu atmen. Mir ist gar nicht aufgefallen, dass ich die ganze Zeit über die Luft angehalten habe.

»Prinzessin?«, höre ich Ayruns Stimme hinter mir, doch für ihn habe ich gerade nicht mehr als ein Fauchen übrig, das ihn sofort wieder verstummen lässt. Ich will seine Entschuldigungen oder Rechtfertigungen nicht hören! Er ist mir in den Rücken gefallen, als er Fye geholt hat. Dieser Verrat wiegt schwerer, als ich es für möglich gehalten hätte.

In meinem Zimmer trete ich mit der Hinterpfote die Tür zu, hole zweimal zittrig Luft und beginne dann, meine Löwengestalt abzuwerfen. Wie bereits die Verwandlung, ist auch die Rückwandlung sehr schmerzhaft. Wimmernd bleibe ich eine Weile auf dem kalten Boden liegen, ehe ich genügend Kraft aufbringe, um mich ins Bett zu legen. Vergraben unter mehreren Decken, schließe ich die Augen, um etwas Schlaf nachzuholen, während ich verbissen versuche, die Tränen zurückzuhalten, die in meinen Augen brennen.

ENDE XXL-LESEPROBE

Dir hat die Leseprobe gefallen?

Du willst wissen, wie es mit Giselle und Ayrun weitergeht?

Das erfährst du in „**Löwentochter**“ (Divinitas #3)!

Hier kannst du das komplette Buch bestellen:

- ➔ Direkt bei der Autorin: <http://asuka-lionera.de/wordpress/produkt/loewentochter/>
- ➔ Direkt beim Verlag: <https://www.drachenmond.de/titel/loewentochter/>
- ➔ Bei Amazon: <http://amzn.to/2tAIU4b>
- ➔ Und natürlich im Buchladen deines Vertrauens!

Bis dahin!

Alles Liebe

Asuka